

Robert  
Schimpf

Bischöfl. Konvikt  
St. Ludwig

11

# KASCHDEZEIT

Erinnerungen an die Zeit  
im Bischöflichen Konvikt St. Ludwig  
in Speyer





**Robert Schimpf – Kaschdezeit**

Erinnerungen an die Zeit  
im Bischöflichen Konvikt St. Ludwig  
in Speyer

1. Auflage, 2024

Alle Rechte bei:

Robert Schimpf

76889 Dörrenbach

Gestaltung: Peter Meyer

Druck: WIRmachenDruck GmbH

## **Danke**

An erster Stelle möchte ich mich bei Dr. Jürgen Steiger und Peter Meyer, zwei ehemalige Mitkonvikto­ren aus der Internatszeit, bedanken.

Ohne sie wäre die Veröffentlichung meiner Erinnerungen an diese Zeit nicht möglich gewesen. Ihnen gebührt mein ganz besonderer und herzlicher Dank!

Ihre Energie, Überzeugungskraft und vor allem die Kompetenz von Peter Meyer für die Herstellung und Gestaltung dieses Buches machten diese Veröffentlichung erst möglich. Sie haben bereits durch die Internetseite „[www.konvikt-speyer.de](http://www.konvikt-speyer.de)“ und die Broschüre „Die Zeit im bischöflichen Konvikt St. Ludwig in Speyer ab 1960“ Einblicke in unser Internatsleben der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Ebenso gilt mein Dank meiner lieben Frau Birgit sowie meinem ehemaligen Mitkonviktor und Klassenkameraden aus Volksschultagen Wolfgang Kretz. Sie haben mir bei Fragen der endgültigen textlichen und inhaltlichen Ausgestaltung einfühlsam und kompetent mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Mögen diese Erinnerungen aus der Konviktszeit die Jahre 1959 bis 1966 wieder lebendig werden lassen und alle ehemaligen Konvikto­ren sowie alle Interessierten so gut unterhalten, wie sie mir beim Schreiben Freude bereitet haben.

Dörrenbach, im Januar 2024

Robert Schimpf

# Meine sieben Jahre in Speyer (1959 – 1966)

## Teil 1: Leben im Bischöflichen Konvikt

<i>Vorwort</i> _____	7
<i>Von der Idee zur Wirklichkeit</i> _____	9
Ich möchte Pfarrer werden _____	9
Das Gymnasium _____	12
Nachhilfe bei Ida Getto _____	14
Jetzt wird es ernst – Die Aufnahmeprüfung _____	16
Letzte Vorbereitungen für den Umzug nach Speyer _____	18
Die Finanzierung _____	18
<i>Im Bischöflichen Konvikt</i> _____	21
In einer neuen Welt _____	22
Der Schlafsaal _____	23
Der Studiersaal _____	23
Der Speisesaal _____	26
Der Schuhputzraum _____	28
Der Hof _____	28
<i>Der geregelte Alltag</i> _____	31
Aufstehen, Messe, Frühstück, Abmarsch in die Schule _____	31
Nach der Schule bis zum Abendessen _____	34
Der Abend _____	37
<i>Geschichten aus dem Leben eines Konviktors</i> _____	39
Der Kasten _____	39
Klassensprecherwahl, die Ohrfeige, erste Austritte _____	40
Die Rotpinkeltablette, das Krankenrevier _____	43
Die Verwaltung des Internats _____	44
Bildungsangebote _____	46
<i>Die kleinen Freuden des Alltags</i> _____	49
Namenstag _____	49
Briefe _____	50
Apfelsaft _____	51

<i>Kaschdezeit</i>	5
<b>Badetag</b>	51
<b>Sonntagsspaziergang</b>	52
<b>Die großen Freuden im Internat</b>	54
<b>Pack-Tag und Heimreise</b>	54
<b>Nikolaus</b>	55
<b>Prunksitzung am Fastnachtsdienstag</b>	61
<b>Der Besuchstag</b>	64
<b>Religiöse Höhepunkte</b>	69
<b>Adventszeit</b>	69
<b>Rosenkranz im Oktober</b>	70
<b>Die Priesterweihe</b>	71
<b>Warten auf den Stimmbruch</b>	74
<b>Ämter</b>	75
<b>Ball-Wart</b>	75
<b>Kaufladen</b>	76
<b>Bibliothekar</b>	78
<b>Schlafsaalpräfekt</b>	80
<b>Vorleser und Vorbeter im Speisesaal</b>	80
<b>ND - Bund Neudeutschland</b>	82
<b>Allgemeines</b>	82
<b>Bunte Abende</b>	85
<b>Zeltlager in den Ferien</b>	90
<b>Fahrten in den Ferien</b>	94
Erste Fahrt: Speyer - Bad Wimpfen – Miltenberg	94
Die Eifelahrt: Speyer - Maria Laach	100
<b>Verschiedene Erinnerungen</b>	105
<b>Von der Fräa zur Fraa</b>	105
<b>Neue Sitten und Gebräuche</b>	105
<b>Hexennacht</b>	107
<b>Olympische Spiele</b>	109
<b>Unsere Fußballmannschaft</b>	110
<b>Papierkörbe aus Schaidt</b>	113
<b>Kampf um das einzige Radiogerät</b>	113
<b>Spazierengehen auf dem Dach</b>	114

Der Perserschah _____	115
Künstliche Blumen _____	116
Mein letztes Bild aus dem Internat _____	117
<b>Das Ende</b> _____	<b>118</b>
Erstes Verliebtsein _____	118
Zweifel am Priesterberuf _____	120
Die finanzielle Situation meiner Eltern _____	121
<b>Anhang</b> _____	<b>123</b>

## Vorwort

Diesem Abschnitt meiner Lebenserinnerungen hatte ich zunächst drei Arbeitstitel gegeben:

Erst wollte ich ihn überschreiben mit „Wie ich dazu kam, Priester werden zu wollen“.

Dies klang mir dann zu nüchtern und sachlich, weil es den vielen Gefühlen, die ich mit dieser Zeit verbunden habe und noch verbinde, nicht gerecht wurde.

So dachte ich mir eine zweite Überschrift aus: „Wie ein kleiner, schwächlicher und mittelmäßig begabter „Dorfbub“ dazu kam, sich auf den schweren Weg zu begeben, um als erster seiner direkten Stammlinie das Abitur zu machen.“ Dies klang mir dann zu aufgeblasen.

Es fiel mir noch eine Übersteigerung dieser Zeit ein, die meinem inzwischen reiferen Alter geschuldet ist: „Wie ich unbewusst einem „Ruf“ folgte, der mich dahin führte, worüber ich heute, in meinem Rentenalter, mit immer größerer Verwunderung und Dankbarkeit zurückblicke.“ Aber ich erinnerte mich schnell an meinen Sohn, der es nicht leiden kann, wenn ich pathetisch werde.

Schnell stellte ich beim Schreiben fest, dass immer auch die gerade vorherrschende Befindlichkeit der Stunde oder des Tages mit einfluss. Und ich war selbst schon in jungen Jahren nicht nur so, sondern manchmal auch ganz anders. Gegen den Willen einiger auch mir nahestehender Menschen und gegen die Ansprüche an mich selbst habe ich lernen müssen, dass das gerade ich bin. Da halfen auch manche guten Vorsätze auf Besserung nichts. Am nächsten Tag sah die Welt manchmal für mich selbst überraschend anders aus.

So wird von allem in diesem Teil meiner Biografie einiges zu finden sein, was nicht unbedingt rational zu begründen ist und nur erfüllt werden kann. Manchmal fällt es mir nicht leicht, dieses Gegensätzliche auszuhalten. Auf keinen Fall will ich einen Roman schreiben.

Für mich gilt ein Satz aus Heiner Geißlers Erinnerungen „Ou Topos“: „Wie oft zerfließen Wirklichkeit in Erinnerungen und werden Träume, deren sich die Fantasie bemächtigt.“ Dennoch bemühe ich mich um größte Authentizität.

Vor einigen Jahren hatte ich bereits begonnen, mich mit dieser wichtigen Zeit auseinanderzusetzen, erste Erlebnisse zu notieren und daraus kleine, in sich abgeschlossene Geschichten zu machen. Manchmal sprudelten die Worte und Gedanken gerade so aus mir heraus, in einem unerwarteten Schreib-Flow. Da die Episoden immer umfangreicher wurden, entschloss ich mich, sie in Themen zusammenzufassen und zu gliedern, wissend, dass einige wenige Anmerkungen und kleinere Informationen sich wiederholten. Niemals hatte ich an eine Veröffentlichung gedacht.

Der Internatsaufenthalt von 1959 bis 1966 war gewiss einer der aufregendsten, vielleicht prägendsten und auch schwierigsten Zeitabschnitte meines Lebens gewesen. In einem ersten Teil versuche ich mich anhand von Bildern, Briefen, Tagebucheinträgen vor allem an die schönen Zeiten zu erinnern. Und es sind mir viele geblieben.

Gegen Ende und immer wieder mal zwischendurch wurden mir auch Anhaltspunkte für die Entstehung kleinerer und auch größere Traumata bewusst. Aufschreiben war schon in Konviktszeiten für mich die beste Möglichkeit einer Selbsttherapie, zumindest eines Loslassens und Ablegens für den Augenblick.

Der zweite Teil handelt von meiner Schulzeit am Staatl. Humanistischen Gymnasium in Speyer. Damals war es geradezu Pflichtlektüre, „die Memoiren eines mittelmäßigen Schülers“ zu lesen. Ganz so lustig waren meine allerdings nicht.

## **Teil 1: Leben im Bischöflichen Konvikt**

### **Von der Idee zur Wirklichkeit**

#### **Ich möchte Pfarrer werden**

Ich sehe mich inmitten einer großen Menschenmenge durch das Portal des Speyerer Domes nach draußen drängen. Viele Leute waren genauso erschöpft und hungrig wie ich von der längsten Messe, die ich gerade miterlebt hatte.

Gefühlte drei Stunden hatte die Priesterweihe von Hermann Kuntz gedauert, und jetzt verteilten sich die Dombesucher in alle Richtungen. Mich und meine Mutter, deren Magen ich einige Male während der Messe krummen gehört hatte, trieb der Hunger an. Sie wollte mich an der Hand nehmen, damit wir uns nicht verlieren würden, was ich natürlich energisch zurückwies. Wir folgten einem Teil der Reisegruppe aus Schaidt, die sich in aller Herrgotts Frühe mit Bussen auf den Weg gemacht hatte, um bei diesem Großereignis dabei zu sein. Jetzt hielten wir uns im Windschatten vom Fräulein Ernst, meiner unverheirateten Lehrerin aus der zweiten Volksschulklasse, die sich als einzige in Speyer auskannte.

So eilten wir am Domnapf vorbei und wollten gerade in Richtung „Hasenpfuhl“ abzweigen, als das Fräulein Ernst das Kommando gab: „Wir gehen noch ein Stückchen durch die Himmelsgasse!“ Dabei spürte ich, dass sie sich mir bedrohlich näherte. Ich hatte wie immer gebührenden Abstand von ihr genommen, weil ich nicht wusste, wie und was man mit Lehrern sprechen sollte.

Diese folgende Szene hat sich für alle Zeit in mein Gedächtnis eingebrannt. Wenn ich später ein Heiliger geworden wäre, würde sie sich gut als „Augenblick der Berufung“ eignen. Das ältere Fräulein blieb nämlich an meiner Seite stehen und meinte: „Schau mal in diese Richtung!“ Sie deutete weit in die Straße hinein, unter einen großen Übergang hindurch, der die vierstöckigen Verwaltungsgebäude rechts und links der Straße miteinander verband. So etwas hatte ich noch nie gesehen, und es ist als Bild seit diesem Augenblick bei mir eingebrannt. Ebenso der Satz, der dann aus ihrem Munde kam: „Wenn Du mal Pfarrer werden möchtest, musst Du

da vorne ins Bischöfliche Konvikt gehen!“, wobei sie deutlich machte, dass man dieses Gebäude jetzt nicht sehen könne, weil es hinter einer langen Rechtskurve läge.

Mir war in diesem Moment die Bedeutung dieser Sätze nicht bewusst, denn Hunger und Durst und vor allem der heftige Wunsch nach einer Toilette trieben meine Mutter und mich dann doch mehr nach rechts die Straße hinunter in Richtung einer Gaststätte im Hasenpflu. Außerdem fiel mir spontan in solchen Situationen nie etwas Gescheites ein, denn mein übergroßer Respekt vor Lehrern und Pfarrern lähmte mich damals doch sehr. Eine typische Folge von Minderwertigkeitsgefühlen bei Unterschichtenkindern sollte ich später diagnostizieren.

In den nächsten Tagen jedoch fielen mir zu Hause die beiden Sätze immer wieder ein. Auch hatte ich konkrete Bilder im Kopf. Da war etwas, was mich nicht mehr losließ.

Unser Pfarrer hatte immer wieder mal bei uns Messdienern von der Möglichkeit erzählt, dass man in Speyer Priester werden könne. Ich hatte auch sonst fleißig die Kirche besucht, d.h. meist wurde ich von meiner Mutter in Messen, Vespern und Andachten jeglicher Art geschickt. Und es gab viele zur damaligen Zeit. Übermäßige Begeisterung fürs „Kirchgehen“ empfand ich aber nie.

Man bekam ja in diesem Alter von Lehrern und dem Pfarrer viele Geschichten erzählt, die mir oft als Märchen erschienen und mit der Wirklichkeit eines Jungen, dessen ganze Verwandtschaft bis zum zweiten Grad alle in der Unterdorfstraße auf der linken Seite wohnte, nicht viel zu tun hatten. Ganz gleich ob „Heidi“, „Horst will Förster werden“ oder die vielen biblischen Geschichten, für mich als Kind, das praktisch nie das kleine Dorf verlassen konnte, hatte dies alles keinen Bezug zu meiner Wirklichkeit. Es war wie Träumen, das man in der damaligen Zeit überhaupt nicht ernst nahm. Wie oft hatte man gehört: „Träum nicht! Träume sind Schäume!“ oder abfällig: „Der träumt ja schon wieder!“

In Speyer hatte ich Wirklichkeit erfahren, nicht irgendwelche Geschichten, bei denen ich oft nicht wusste, ob sie echt oder erfunden waren. Es war zwar alles noch übermächtig und meine zart

aufkeimenden Fantasien wurden durch die häuslichen Verhältnisse lange klein gehalten. Überhaupt an so etwas zu denken! Ich doch nicht. Ich war aber nicht immer ein kleiner Feigling, der sich an das Erziehungsmotto in unserer Familie „Sei brav, sei anständig und demütig“ hielt. Tief in meinem Innern versteckt, schlummerte ein die Freiheit und Eigenständigkeit liebender Geist. Und der schien geweckt zu sein. Er ließ mir keine Ruhe mehr.

Ich glaube mich zu erinnern, dass nach einem weiteren allgemeinen Werbeversuche bei uns Messdienern bzw. im Kommunionunterricht durch den Pfarrer Lösch alles dann ziemlich schnell und plötzlich ging: Ich sagte zu meiner Mutter, nachdem ich einen kurzen inneren Anlauf genommen hatte: „Ich möchte Pfarrer werden.“

Vielleicht sprang ich nur auf einen Zug auf, der durch unseren Herrn Pfarrer gerade in Bewegung gesetzt wurde. Denn Wolfgang wollte es auch, und bei Alois, dem mit ihm zusammen fleißigsten und begabtesten Mitschüler, war es schon länger klar, dass er ins Klosterinternat nach Münsterschwarzach gehen würde. So meine ich mich zu erinnern, dass ich noch dazu gesagt hatte „Wolfgang geht auch!“ Vielleicht weil ich wusste, dass meine eigenen Ideen in unsrer Familie nie so ernst genommen wurden. Alles, was andere sagten, zählte besonders bei meiner Mutter immer viel mehr.

Wie sehr dieser Wunsch das ganze Weltbild meiner Eltern durcheinander brachte, weiß ich nicht mehr. Aber ich habe sie bestimmt vor riesige Probleme gestellt. Denn eins war klar, sie hätten nie daran gedacht, mich auf die höhere Schule zu schicken. Das konnten sich nur die reichen Leute im Dorf leisten, die Kinder der Lehrer, des Apothekers, des Doktors, der Wirte und weniger Großbauern. Und Pfarrer zu werden, hätten sie mir von sich aus nie nahegelegt.

Die Gemeindepfarrer fischten in dieser Zeit häufig die besonders begabten Jungen heraus und sicherten so den Priesternachwuchs. So kamen einige Jungen aus den Dörfern in den Genuss einer höheren Bildung.

Das Außergewöhnliche allerdings in meinem Falle war die Tatsache, dass ich zu keiner dieser Gruppen gehörte. Ich war nicht der

Überflieger, der sich beim Lernen leichttat, war also nicht so schulisches begabt, dass man da einem Hochbegabten unbedingt die höhere Schule hätte ermöglichen müssen. Ich musste außerdem sehr viel zu Hause auf dem Feld mitarbeiten und war leidenschaftlich sportbegeistert, d.h. ich war mehr praktisch veranlagt, ging lieber zum Kicken auf den Sportplatz, als dass ich für die Schule lernte.

Übermäßig religiös war ich auch nicht und musste nicht selten energisch von meiner Mutter an meine Messdienereinsätze erinnert werden. Wenn ich nicht „diente“, war es mir meist langweilig in der Kirche. Vor allem konnte ich nicht stillsitzen und war unter den kritischen Augen meiner Mutter immer der zappeligste Messdiener überhaupt.

Auch feierte ich als Kind nicht heimlich Heilige Messen. Das Predigen und etwas auswendig vor Leuten Hersagen stellte ich mir überhaupt als das Schwierigste vor.

Bis in mein reifes Alter hinein, wo ich diese Zeilen schreibe, ist mir also kein wirklicher Grund eingefallen, weshalb ich damals diesen Wunsch äußerte, Pfarrer werden zu wollen. Da war etwas auf mich zugekommen, und ich habe es angenommen. Es war also ein Zufall, eine Chance, und ich war zur rechten Zeit am rechten Ort und hatte ja gesagt. Alle Ängste und Zweifel hatte ich beiseiteschieben können, auch wenn ich ahnte, dass der Weg für mich nicht leicht werden würde.

## **Das Gymnasium**

Der kleine, dünne und mittelmäßige Schüler wollte also Pfarrer werden und ins Bischöfliche Konvikt gehen. Das war die eine Seite der Medaille, die mir bis zur Pubertät ganz gut gefiel. Die andere Seite bedeutete jedoch Gymnasium und viel Lernen. Bei Letzterem war ich meinem damaligen Lehrer Hans Schick in der fünften Volksschulklasse nicht besonders aufgefallen. Dies konnte mir bei etwa vierzig Schülern der fünften und sechsten Klasse und meiner angeborenen Schüchternheit auch gar nicht gelingen.

Meine oft an ihren Kindern zweifelnden Eltern konnten sich allerdings auf die Mithilfe von Pfarrer Lösch, vor allem auf dessen organisatorische Hilfe für den Übergang, verlassen. Allein hätten sie es niemals geschafft, mich in einem Gymnasium anzumelden. Sie hatten auch noch nie eins von innen gesehen.

Die nächste Hürde für mich und meine mitfühlenden Eltern war nach der grundsätzlichen Entscheidung zunächst die Aufnahmeprüfung, die es zu bestehen galt. Im Unterschied zu den Klassenkameraden Alois und Wolfgang, die beide ausgezeichnete Schüler waren, war man bei mir offensichtlich nicht sicher, ob dies gut gehen würde.

So hieß es einige Wochen vor der Prüfung, sie muss im Januar 1959 gewesen sein, zweimal die Woche bei Ida, der Frau des Schulleiters, die auch Lehrerin gelernt, aber nie unterrichtet hatte, zur Nachhilfe antreten. Ich wusste damals nur, dass wir irgendwie mit ihr verwandt waren, nicht mal, dass ihr Mann der Halbbruder meiner Großmutter väterlicherseits war. Meine Großmutter war also keine richtige Bauersfrau, das merkte ich schon in jungen Jahren, wo ich sie nie auf dem Feld arbeiten erlebte. Aber dass sie die Schwester des großen „Getto“ war, der nur „de Schullehrer“ hieß, und nach dem später eine Straße benannt wurde, ist mir erst heute bewusst. Die Not meiner Eltern muss wohl groß gewesen sein, dass man sich der Verwandtschaft erinnerte und um Hilfe nachfragte, was sonst nie ihre Art war. Aber natürlich überwindet man Hemmungen viel leichter, wenn es um das Wohl der eigenen Kinder geht.

Wie immer fügte ich mich, es musste „halt“ sein, obwohl es für mich eine sehr große Überwindung darstellte, das Haus des Schullehrers überhaupt zu betreten, dann in der Position eines Bittstellers. Ich sehe mich heute noch vor den ersten Nachhilfestunden mit demütigem und unterwürfigem Einziehen des Kopfes dort an die Haustür klopfen und kaum „einen Ton“ herausbringen. Wie schon erwähnt, ich hatte große Hemmungen bei Lehrern und Pfarrern.

Auf der Straße hatte ich wohl unter meinesgleichen eine große Klappe. Ein größerer und einige Jahre älterer Nachbarjunge, später nicht gerade vom Leben verwöhnt und früh gestorben, gab mir den Spitznamen „Gaggert“. Dies ist bekanntlich eine männliche Ganz, mit langem Hals, die lautstark und angriffslustig ihren Schnabel aufreißt.

Aber bei den „besseren“ Leuten erstarrte ich häufig fast zur Salzsäule und brachte kaum einen „vernünftigen“ Satz heraus. Mein ganzes Leben hindurch hat sich das nie wirklich geändert.

### **Nachhilfe bei Ida Getto**

Vieles habe ich in meinem Leben vergessen, aber das Wohn-Esszimmer beim Schullehrer Getto nie. Ich schämte mich mein halbes Leben lang, weil bei uns zu Hause nicht alles so perfekt aufgeräumt war, wie in manch anderen Wohnungen. Aber was ich hier erleben sollte, war in meinen jungen Jahren eine große Überraschung. Dass es so bei „Schullehrers“ aussah!

Ich kam so gegen 15 Uhr am recht repräsentativen Lehrerhaus an und wurde mit meinen Schulsachen von Ida Getto eingelassen. Als Kind, das vorwiegend im Freien lebte, erschlug mich jedes Mal die Zimmertemperatur von gefühlten 30 Grad. Schlimmer noch war der Geruch von Essen und Schweiß, der schwer im Wohn-Esszimmer lag.

Dieser Raum durfte anscheinend nicht gelüftet werden, denn auf dem großen Sofa saß immer der „Getto“, ein großer kräftiger Mann mit deutlich über zwei Zentnern Gewicht, unzählige Schweißperlen im Gesicht, was man als einziges von ihm sah, weil er sonst in dicke Decken eingewickelt war. Er sagte nie ein Wort, und ich hatte das Gefühl, er sei noch immer beim Mittagsschlaf, den er anscheinend sitzend abhielt. Vielleicht hatte er sich auch gerade erhoben.

Er war die größte lebende Persönlichkeit im ganzen Dorf, war nicht nur Schulleiter, sondern auch Organist, Chorleiter, Dichter und Komponist. Anfangs dachte ich, er sei krank und mache eine

Schwitzkur. Aber mit der Zeit begriff ich, dass dies seine Form der Erholung nach Schule und Mittagessen war.

Die „Schullehrerin“ wies mir einen Holzstuhl an dem großen Wohn-Esszimmertisch zu, und ich wartete erst mal verkrampft, bis sie mir Platz am Tisch gemacht hatte. Das tat sie, indem sie mit dem Unterarm die Teller, Tassen, Gläser und Schüsseln noch weiter zur Tischmitte hinschob, so dass ich mein Heft auf dem Tisch ablegen konnte. Ich staunte nur so, dass sie so viel Geschirr hatten, denn auch auf dem Herd und dem Küchenschrank stand alles voll, oft noch nicht gespült.

Meine Mutter hingegen ging immer gleich nach dem Essen hinaus aufs Feld oder in den Garten. Aber die Frau vom Schullehrer hatte doch wenig zu tun und konnte ihre Wohnung dennoch nicht in Ordnung halten! Das verwunderte mich schon sehr. Heute sehe ich sie mit viel Dankbarkeit und Empathie. Ich glaube, sie lebte hauptsächlich in der Welt ihrer Bücher.

Das kleine Chaos war kein Problem für sie. Vielleicht hatte sie auch lieber einen Mittagsschlaf gemacht oder ein Buch gelesen. Sie übte also mit mir für die Aufnahmeprüfung, ohne dass wir etwas bezahlen mussten. Rechnen weiß ich noch genau, weil sie mir einmal die Aufgabe stellte, ich solle mit Hilfe der „Posten“ etwas ausrechnen. Ich wunderte mich über den Begriff Posten, und sie noch mehr, weil meine Lehrer uns so einen wichtigen Begriff im Rechnen nicht beigebracht hatten. So weiß ich bis heute, was Posten sind, obwohl mich in meinem ganzen Leben niemand mehr danach gefragt hat. Es sind übrigens Zahlen, die man zusammenzählen muss, später hat man Summanden dazu gesagt.

Ich merke jetzt erst beim Schreiben, dass ich all die Jahre vergessen habe, ihr Dank zu sagen, wenigstens in Gedanken. Ob ich die Aufnahmeprüfung ohne ihre Hilfe bestanden hätte?

## Jetzt wird es ernst – Die Aufnahmeprüfung

Neben dem Pfarrer, der alles einfädelt, war es günstig, was die praktische Organisation anging, dass sich meine Eltern an Albert Kretz, einen Onkel meiner Mutter, der kaum älter war als sie, anhängen konnten. Der Vater von Wolfgang, der im gesellschaftlichen Standing in einer höheren Klasse rangierte, war kleiner Beamter bei der Kreisverwaltung in Bergzabern. Wenn ich mich richtig erinnere, hatte er den Telefondienst verrichtet. Er besaß schon ein Auto, einen hellgrünen VW Käfer und auf dem Amt hatte er die Gelegenheit zu telefonieren. Außerdem wusste er, wie man geschäftliche Briefe richtig schreibt. Im Krieg hatte er einen Arm verloren, was für ihn aber anscheinend nie ein Problem war. Wir hatten zu dieser Zeit weder Telefon noch Schreibmaschine. Wenn meine Eltern ein amtliches Schreiben anfertigen mussten, ging man ins Gemeindebüro, wo man Hilfe fand, oder auch mal zum Albert.



Dass Wolfgang auch ins Konvikt wollte, war also ein Segen für unsere ganze Familie, weil ich einfach nebenher mitlief. Alles musste nur doppelt gemacht werden. Auch hier spüre ich heute eine große Dankbarkeit Albert Kretz gegenüber. Wie hätten wir ohne ihn alles auf die Reihe bringen können, was an großen und kleinen Formalitäten anstand? Mutter meinte manchmal, dass der Albert „halt Beziehungen habe“. Er war auch in der CDU, war Vertreter des Bürgermeisters und - nur nebenbei - auch zweiter Vorsitzender im Fußballverein. (Im Bild links Albert Kretz mit Frau Ida bei der Erstkommunion meiner Schwester Hildegard).

Der erste wichtigste Schritt war also die Aufnahmeprüfung, zu der uns (Wolfgang und mich) Albert nach Speyer fuhr. Leider ist mir konkret davon nichts mehr in Erinnerung geblieben. Weder kann ich mich an den ersten Eindruck des riesigen Gymnasiums erinnern, noch wo und wie die Prüfung durchgeführt wurde. Es galt Rechenaufgaben zu lösen, ein Diktat und einen Aufsatz zu schreiben. Das ganze Drumherum ist mir vollkommen entfallen.

Wahrscheinlich ist es bei mir, wie so vieles Neue, das ich erleben sollte, fast wie in einem Traum abgelaufen, wenigstens im Nachhinein betrachtet. War dies echte Wirklichkeit? Ich glaube eher, dass ich vor lauter Aufregung vieles gar nicht wahrnehmen konnte, weil es mich überfordert hatte. Es kommt mir heute vor, als habe ich einfach nur funktioniert und alles über mich ergehen lassen, weil ich es sonst nicht hätte nervlich durchstehen können. Wie ich mich kenne, war ich wohl dann, als die Arbeitsblätter vor mir auf dem Tisch lagen, relativ ruhig geworden, jedenfalls sollte ich diese positive Eigenschaft später in ähnlichen Situationen bei mir entdecken.

Ich erinnere mich nur noch, dass es nach der Aufnahmeprüfung hieß, man könne damit rechnen bestanden zu haben, wenn im Laufe einer relativ kurzen Zeit kein Brief zu Hause ankommen würde.

Später habe ich viele Briefe geschrieben und manchmal sehnsuchtsvoll auf welche gewartet. Aber nie mehr sollte ich in solch einer Spannung leben, doch bitte keine Post zu bekommen.

Einschätzen, ob ich gut oder schlecht im Test war, konnte ich mich nicht. Aber es wäre für meine empfindsame Seele eine kaum vorstellbare Enttäuschung gewesen, wenn ich nicht bestanden hätte. Meine Eltern zitterten wohl ähnlich heimlich mit, denn man betrachte bei uns die Welt immer sehr pessimistisch, um schließlich nicht enttäuscht zu werden, wenn etwas nicht funktionieren würde. Dann nach mehreren Tagen war er da, der jetzt mit immer mehr positiver Anspannung erwartete Brief. Ich hatte bestanden.

Laut Jubeln gab es deswegen weder bei mir noch bei meinen Eltern. Aber ein bisschen stolz waren wir alle, mehr zufrieden und voller innerer Freude. Es war nicht ihre Art, mich laut zu loben, wenigstens nicht in meinem Beisein. Besonders bei Vater spürte ich immer eine unglaublich tiefe Genugtuung, wenn einem seiner Kinder etwas gelungen war. Die stille Freude konnte er dann nicht wirklich verbergen. Mutter musste meist ihre Genugtuung hinter leichter Ironie verstecken, im Sinne von „da hast Du aber Glück

gehabt“ oder „das ist mal wieder gut gegangen“! Es wurde also weder gefeiert noch bekam ich ein Geschenk.

Jetzt standen uns die nächsten zu lösenden Probleme bevor, die Planungen für ein völlig anderes Leben. Ich ging ja nicht nur aufs Gymnasium, wie man das heute tut. Es musste auch noch der Umzug ins Internat organisiert werden.

### **Letzte Vorbereitungen für den Umzug nach Speyer**

Uns wurde vom Bischöflichen Konvikt eine Vorschlagsliste mit den Utensilien, die gebraucht wurden, zugeschickt. Man musste ja bedenken, dass man dort mit der Kleidung jeweils über mehrere Wochen auskommen musste. Darum kümmerte man sich im Internat nicht. Weder um Handtücher noch Unterwäsche, Hemden, Hosen und Schuhe.

Alle Kleidungsstücke wurden auch mit einem Namensschildchen markiert. Bei der Bestellung passierte ein Lapsus, der für weiteren unnötigen Stress zu Hause sorgte. Meine kleinen Stoffschildchen bestellte Albert Kretz zusammen mit denen für seinen Sohn Wolfgang in Landau. Als er sie uns brachte, stand auf meinem Schildchen in schön geschwungener roter Schrift „Robert Kretz“. Peinlich! Was war zu tun? Noch einmal bestellen, extra nach Landau fahren, kam aus zeitlichen Gründen nicht in Frage. Also nähte meine Mutter das Schildchen mit dem falschen Namen in meine Kleider. Es stellte sich jedoch wieder einmal heraus, dass ich mich umsonst geschämt hatte. Niemanden interessierte es, ob Robert Schimpf oder Robert Kretz in den Kleidungsstücken stand.

### **Die Finanzierung**

Fehlendes Geld war immer das stressigste Thema in unserer Familie. Vater verdiente damals als Korbmacher in einer Korbfabrik in Schaidt sehr wenig. Nebenher pflanzte man daher wie viele Leute im Dorf alles an, was man zum Leben an Grundnahrungsmitteln brauchte, selbst Brot buk man noch manchmal selbst. Außerdem

versuchte Mutter, wo es nur ging, im Tagelohn oder durch den Verkauf von Gemüse und Feldfrüchten etwas dazu zu verdienen. Man arbeitete von morgens bis in die Nacht und manchmal bis zur Erschöpfung. Auf Grund eines Wiederaufbaudarlehens hatten wir dazu noch hauptsächlich in Eigenleistung mit einem Maurer zusammen ein neues Haus an Stelle des im Krieg zerstörten alten aufgebaut, eine jüngere Schwester war auch noch dazugekommen.

Da gab es also gehörig Schulden und Sorgen. Jetzt kam ich noch auf die Idee, Pfarrer werden zu wollen. So war es nicht geplant, aber was war bei uns schon wirklich geplant? Man nahm das Leben so, wie es kam. Leider nicht mit Gelassenheit, wie man vermuten könnte. Oft gab es große Auseinandersetzungen zwischen den Eltern, weil uns die finanziellen Probleme über den Kopf zu wachsen schienen. Meist wurde dies emotional und offen ausdiskutiert, so dass ich natürlich alles mitbekam und immer sehr unter dieser für mich negativen Stimmung litt. Aber heftiger Streit war oft die einzige Möglichkeit meiner Eltern, zu Lösungen zu kommen.

Pfarrer Lösch tat alles, was in seinen Möglichkeiten stand, mir das Studium in Speyer zu ermöglichen. Es wurde ein Antrag gestellt, dass ich Ermäßigung im Konvikt bekommen konnte. Ich weiß nicht mehr genau, was der Normalsatz für den Aufenthalt war. Ich schätze dreihundert Mark. Auf den Ermäßigungsantrag hin, mussten wir den niedrigsten möglichen Satz zahlen, nämlich 25 DM. Dazu kam noch das Schulgeld von 20 DM. Letzteres wurde Gott sei Dank! im zweiten Jahr abgeschafft.

Ein bisschen Taschengeld benötigte ich auch noch, denn beispielsweise Schultensilien wurden nicht kostenlos zur Verfügung gestellt. Die Bücher kaufte man sehr preiswert von den älteren Schülern ab.

Ich wagte aus dieser Erfahrung heraus auch nicht, finanzielle Forderungen an meine Eltern zu stellen. Es war mir in die Wiege gelegt, Flausen, die Geld kosteten, im Kopf zu haben, gar nicht erst aufkommen zu lassen, obwohl ich natürlich auch viele Wünsche hatte. Das Gefühl von Minderwertigkeit anderen gegenüber, deren Väter angesehenere Berufe hatten, die sich viel mehr leisten

konnten, wurde zu einem kleinen Trauma, mit dem ich mich viele Jahre hindurch auseinandersetzen musste.

Als Korbmacherkind stand ich auf der Prestigeskala ganz unten. Ich war ein richtiges Proletarierkind, was ich früh fühlte, ohne mich jemals politisch oder aggressiv dagegen aufzulehnen. Es fraß sich eher langsam in meine empfindsame Seele ein, was phasenweise zu leichten Anfällen von Schwermut bei mir führen konnte. Ich habe nie versucht, anderen oder einem System deswegen Schuld zuzuweisen. Im Sport, den ich nach meiner Konviktszeit noch viel intensiver betreiben sollte, fand ich nicht nur einen Ausgleich, sondern vor allem wohl auch eine wohltuende Anerkennung. Zu spät sollte ich merken, dass ich übertrieben hatte.

## **Im Bischöflichen Konvikt**

Es ist mir heute nicht mehr möglich, mich an diese Jahre chronologisch exakt zu erinnern. So werde ich mehrere kleinere Geschichten aufschreiben, die mir offensichtlich besonders wichtig waren, sonst hätte ich sie ja längst vergessen.

Ab Januar 1964 helfen mir meine zwei Tagebücher dabei, diese Zeit nicht nur durch Altersmilde verklärt zu betrachten.

Einige Male habe ich von ehemaligen Mitschülern gehört, wie sie sich recht negativ über ihre Zeit im Konvikt äußerten. Bei mir ist dies nicht der Fall. Wahrscheinlich deshalb, weil ich besonders in meinen jungen Jahren relativ gerne dort gelebt habe. Als die Ausrichtung auf den Priesterberuf meinem Leben keinen Sinn mehr ergab, habe ich frühzeitig die richtigen Konsequenzen gezogen. Was sich hier so überlegt und cool anhört, war eher das Gegenteil! Es gingen große innere Kämpfe und Zweifel voraus, und die dann erfolgte Entscheidung war mehr die eines Getriebenen als eine vom Verstand gesteuerte Aktion.

Mancher meiner damaligen Kollegen hatte nicht die Kraft, frühzeitig einen Schlusstrich zu ziehen, blieb vielleicht zu lange bis zum Abitur und muss möglicherweise heute dem Internat die Schuld dafür geben, dass er im späteren Leben mit manchem nicht zurechtkam. Allerdings habe ich mit meinen konsequenten Entscheidungen einige Nachteile in Kauf nehmen müssen, wie beispielsweise einen Schulwechsel. Davon wird später zu berichten sein

Die Internatszeit war für mich in den ersten Jahren zwar eine nicht einfache, aber doch schöne Zeit, wenigstens das Wohnen mit vielen Freunden zusammen unter einem Dach. Deshalb unterscheide ich auch streng zwischen der Zeit im Internat und der im Gymnasium.

Gymnasium und Internat waren zwei unterschiedliche Welten. In ersteres gingen wir wie alle anderen Schüler aus Speyer und Umgebung. Und wer geht schon gerne in die Schule? Im Konvikt lebten wir zwar streng reglementiert, aber doch mit unvergleichlich vielen Möglichkeiten. Es machte mir im Großen und Ganzen viel Freude, mit Gleichaltrigen zusammen zu sein. Immer war etwas los, denn

das Leben wurde viel abwechslungsreicher und ausgefüllter als zu Hause. Und wie heißt es so schön: Freiheit gelingt nur in einem gewissen Rahmen. Diesen Rahmen konnte ich in der Kindheit gut akzeptieren. Das Leben war zwar manchmal hart, aber für alle gleich.

Zur Erklärung noch: Konvikt kommt vom lateinischen Wort „convivere“, was „zusammenleben“ heißt. Für vieles, was ich von dort mitnehmen durfte, wurde ich im Laufe meines Lebens immer dankbarer.

### **In einer neuen Welt**

Der Vater von Wolfgang fuhr ihn und mich ein oder zwei Tage vor Schulbeginn, damals noch am Ende der Osterferien, also Ende April 1959, mit dem großen Koffer voller Kleidungsstücke, Bettwäsche und ein bisschen Schreibzeug nach Speyer. Von meiner Familie war niemand dabei. Die Mutter von Wolfgang wohl, und mit dem Gepäck von uns beiden Neulingen war der VW-Käfer auch voll beladen. Es war mir und auch meiner Mutter nicht unrecht, dass sie nicht mitfahren konnte. In unsrer Familie gab es nie große Begrüßungs- oder Abschiedsszenarien. Damit ersparten wir uns gegenseitig diese „Peinlichkeiten“.

An diese neue Welt musste ich mich erst gewöhnen. Durch den engen Zeitplan kam ich erst gar nicht auf die Idee, Heimweh zu bekommen. Natürlich lag ich abends im Bett, und es ging mir nicht gut, wenn ich daran dachte, was da täglich so alles auf mich einströmte, und was noch alles kommen würde. Aber es war klar, dass es meinerseits kein Zurück geben würde. Manchmal konnte ich tatsächlich in wichtigen Dingen einen gewissen Ehrgeiz entwickeln. Ich nahm es so an, wie es war.

## **Der Schlafsaal**

Es gab anfangs ein großes „Gewusel“ in dem großen Haus. Wir waren 34 Neue, die untergebracht werden mussten. Erst einmal bekam man eine Nummer, jedes Jahr eine neue, mit der uns im Schlafrakt ein Schrank und im Waschraum ein Waschbecken zugeteilt wurde. Die beiden Schlafsäle der Erstklässler lagen ganz oben unterm Dach. Die Spinte waren höchstens 50 cm breit und den ganzen Flur entlang gegenüber dem Schlafraum aufgereiht. Schnell war der Inhalt meines Koffers verstaute. Es wurde schon mal vom Präfekten kontrolliert, ob auch alles ordentlich aufgeräumt war. Aber es war nicht vergleichbar mit militärischem Drill.

Die Zeit von 20.30 Uhr bis 6 Uhr sollte ich mit etwa 19 Mitschülern im Schlafsaal verbringen, wo neben dem einfachen Bett nur ein kleines Nachtkästchen mein Eigentum waren. Es gab hier auch einen Aufpasser, den Schlafsaalpräfekten, ein vier oder fünf Jahre älterer Schüler, der besonders für das absolute Stillschweigen und das korrekte Einhalten der Regeln sorgen musste. Im Schlafraum gab es zwar Heizkörper, die jedoch höchstens ein oder zwei Mal im Jahr angemacht wurden. Ich meine mich zu erinnern, dass dies in den meisten Wintern überhaupt nicht geschah.

Im danebenliegenden Waschraum für alle Erstklässler zusammen gab es im Winter auch keine Wohlfühltemperaturen. Genau wurde kontrolliert, dazu genügte ein Blick auf die in Reihen stehenden Schüler, ob jeder oberkörperfrei bei der gemeinsamen Morgentoilette vor seinem ihm mit der zugeteilten Nummer versehenen Waschbecken stand. Aus dem einzigen Wasserhahn kam natürlich nur kaltes Wasser und auch wenn man vor Kälte im Winter bibberte. Laut gemotzt wurde deswegen nie.

## **Der Studiersaal**

Lebensmittelpunkt für jeden einzelnen im Internat war der Studiersaal. Dort besaß man sein Pult, abschließbar, mit allen seinen Schulbüchern und den wenigen persönlichen Sachen. Fünf solcher großen Säle zum Lernen gab es, die in den höheren Klassen immer

kleiner wurden. Man hatte den jährlichen Schwund an Schülern recht gut eingeplant. Auf dem hier angefügten Bild erkennt man meinen Platz in der ersten Klasse im Studiersaal 1, in dem auch noch die Schüler der zweiten Klasse untergebracht waren. Alles in allem waren es wohl 60.

In all den Jahren gab es nie irgendeine Diskussion darum, neben wem man sitzen wollte oder durfte. Immer ging es alphabetisch.



Handwritten names in cursive script, likely identifying the students in the photo:

- Myggen
- Wassner
- Habicht
- Robert
- Michael Schlosser
- Karl Finck
- Norbert Schütt
- Margina
- M. Klaus
- Alex Dreyer
- Bauer
- Norbert

Neben mir sitzt der Schlosser Michael und daneben der Schütt Norbert. Keiner von ihnen (hier auf dem Foto) blieb bis zu Abitur. Michael Schlosser ging schon nach der vierten Klasse weg und sollte mit mir zusammen in Landau Abitur machen. Alex Verheyen, ganz vorne, musste in der 6. Klasse das Internat wegen Verstößen gegen die Hausordnung verlassen. Kleinere oder auch größere Eskapaden kamen erstaunlicherweise fast immer raus, wie ich später auch noch selbst erfahren sollte! Wenn jemand „rausflog“, sprach sich dies natürlich schnell rum. Zu Alex muss ich noch sagen, dass er eine Zeit lang ein Freund war. Im Laufe der Jahre hatte man sich mit dem einen oder anderen besser verstanden oder Interessen geteilt. Ich bewunderte ihn, weil ihm das Lernen in den Schoß fiel. Er hörte in Latein oder Griechisch etwas und vergaß es nicht mehr. Eigentlich war er der Klassenprimus gewesen, für mich ein kleines Genie. Er sollte, wie ich hörte, auch Volksschullehrer werden. Alle anderen Mitschüler auf dem Bild verließen in den nächsten Jahren relativ bald das Internat, und ich habe nichts mehr von ihnen gehört.

Am Pult verbrachte man tagsüber seine Zeit. In den genau festgelegten Studierzeiten musste „Silentium“ auf Deutsch „absolute

Ruhe“ herrschen. Diese war nur mit dem nötigen Druck durchsetzbar.

Dafür saßen vorne, uns zugewandt, jeweils zwei ältere Schüler und hinten, am Ende des Studiersaales ebenfalls zwei. Deren bloße Anwesenheit alleine hatte natürlich nicht gereicht bei der Menge zehnjähriger und elfjähriger Jungs. Sie waren deswegen mit einem über viele Jahrzehnte, möglicherweise auch Jahrhunderte lang erprobten Machtinstrument ausgestattet, den „Schnäpsen“. Es hieß dann beispielsweise mitten in das stille Arbeiten hinein von vorne oder hinten: „Schimpf, einen Schnaps!“ Gut, ich war einer der bravsten Schüler. Aber wer einen Schnaps bekam, dem war klar, dass er bis zum nächsten Tag zwei Heftseiten abschreiben musste. Diese Strafe wurde dann von dem entsprechenden Studiersaalpräfekten notiert, und musste bis zum nächsten Tag angefertigt sein. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, dass es da jemals auch nur den Ansatz einer Diskussion über die Berechtigung einer solchen Zusatzarbeit gab.



Vorne auf dem Bild sitzt so ein Aufpasser, der Studiersaalpräfekt, wie er korrekt hieß. Es ist Josef Wegmann aus Silz, der später auch Lehrer wurde.

Tatsächlich gab es einige, die fast täglich beim Sprechen erwischt wurden. Michael Schlosser und ich gehörten nicht zu denen. Mit vielleicht einem oder zwei Schnäpsen pro Monat lagen wir in der Rangliste auf den letzten Plätzen. Warum die Strafarbeiten Schnäpse hießen, weiß ich bis heute nicht. Ich denke es ist ein typischer Intellektuellenschmerz.

## Der Speisesaal

Immer wenn ich durch den Haupteingang in der Großen Greifengasse 11 das Konvikt betrat, kam ich in eine andere Welt. Alles war sauber und aufgeräumt, die großen hellen Bodenfliesen glänzten bis an das Ende der beiden sich anschließenden langen Flure. Der immer gleiche Bohnerwachsgeruch, der mir beim Eintreten ins Konvikt in die Nase stieg, unterstützte die Strenge und den Ernst dieses Ortes.

Nur zu den Mahlzeiten drang Essensduft aus der sich anschließenden Küche und dem Speisesaal. Letzterer war der größte Raum des Hauses und fasste bequem 200 Schüler, die sich hier an Sechser-tischen aufsteigend von der ersten Klasse bis zur neunten in vier Reihen anordneten. Hier traf man sich drei oder vier Mal am Tag. Vorne in der Mitte stand der Tisch, an dem in der Regel zu den zwei Hauptmahlzeiten der Direktor mit seinen beiden Präfekten speiste. Davor befanden sich in die Wand eingelassen zwei große mit Roll-läden verschließbare Essensausgabeschalter und dazwischen eine Tür, durch die auf Servierwagen das Geschirr und auch Teile des Essens gefahren werden konnten. Dafür waren abwechselnd pro Woche die größeren Schüler der 7. und 8. Klasse zuständig.



Bild: Ein Blick in den Speisesaal.

Am Tisch bei uns Kleinen (ich meine bis zur 3. Klasse) hatte wiederum ein älterer Schüler den Vorsitz, der oben am Kopf des Tisches das ganze Jahr hindurch sitzen durfte, während wir

anderen von Woche zu Woche im Uhrzeigersinn die Plätze wechselten. Auch das hatte einen für Außenstehenden zunächst nicht zugänglichen Sinn. Ein so enges Zusammenleben funktioniert nur, wenn größtmögliche Gerechtigkeit hergestellt wurde, keiner

Vorteile oder Nachteile hatte. Am Beispiel der abwechselnd sonntags gereichten Bratwurst bzw. des Schnitzels ist es erkennbar. Das Tablett wurde dem am Kopfende sitzenden Schüler zuerst gereicht. Dieser nahm sich sein Schnitzel und reichte die Platte weiter nach rechts. Jetzt durfte der hier sitzende sich das zweite nehmen. Dann ging die Platte weiter zum gegenüberstehenden Schüler, bis sie schließlich, quasi im Zickzack, beim am Ende des Tisches platzierten Kollegen ankam. Logisch, dass dieser das kleinste Stück bekam! Aber halt nur an diesem Sonntag, denn am nächsten saß wieder ein anderer „unten“. Fleisch nachholen war nicht möglich, im Unterschied zu den übrigen Beilagen wie beispielsweise Kartoffeln oder Gemüse.

Anfangs überraschte mich wenig, auch nicht, dass zum Mittagessen immer die große Kaffeekanne mit ganz normalem Leitungswasser auf dem Tisch stand. Bei uns zu Hause trank man zum Essen nichts und sonst auch nur Brunnenwasser. Wir hatten in Schaidt noch keine Wasserleitung zu der Zeit. Selbst dieses Trinkwasser wurde in der oben genannten Reihenfolge verteilt. Nach dem ersten Essensdurchgang durfte sich jeder nach Belieben nehmen.

Was man aus heutiger Sicht kaum noch nachvollziehen kann, es ist doch gerade mal 50 Jahre her, ist die Tatsache, dass man ohne Kühlschrank auskommen konnte. Denn um die Beilagen zum Frühstück und Mittagskaffe musste man sich selbst kümmern. Zwei Brötchen gab es morgens und Brot, Malzkaffe. Nur mit der ungeliebten Marmelade auszukommen, schaffte ich nicht. Deshalb war es ein Highlight, wenn ich eine kleine Dose Bier- oder Schinkenwurst geschickt bekam, möglichst von Höll, und diese zum Frühstück öffnen konnte. Ich wollte lange etwas davon haben und aß sie deshalb nie ganz auf. Offensichtlich hielt sie sich ohne Kühlung in dem kleinen Essensfach, das jedem zugeteilt war. An der ganzen hinteren Wand des Speisesaals entlang waren kleine Schränkchen angebracht (siehe Foto oben), worin man diese Zutaten aufbewahren konnte. Ich weiß noch genau, dass eine Tür dran war, aber nicht mehr, ob man sie abschließen konnte. Geklaut wurde nie etwas.

## Der Schuhputzraum

Einen kleinen Raum neben den Studiersälen gab es noch, den ich am wenigsten benutzte. Er war nicht nur sehr spartanisch eingerichtet mit Metallboxen für die Schuhe, sondern stank auch noch gewaltig. Hier konnte man seine Schuhe deponieren und putzen. Ich muss erwähnen, dass letzteres eigentlich nicht nötig war. Während sie bei uns zu Hause schon dreckig wurden, wenn ich durch unseren Hof lief, bewegte ich mich hier ja praktisch nur noch auf gepflasterten oder asphaltierten Straßen. Höchsten die Fußballschuhe konnten mal schmutzig werden. Es sollte einer der am wenigsten besuchten Orte des Internats werden. Ich überlege gerade, ob ich überhaupt zwei Paar Schuhe hatte. Wahrscheinlich schon.

## Der Hof



Das Konvikt ist in Hufeisenform angelegt. Der zweigeteilte Hof sollte mein Lieblingsaufenthaltort werden. Strikt durchgesetzt wurde allerdings das Verbot des Ballspielens. Mein über alles geliebtes Fußballspielen lag

also sieben Jahre lang ziemlich brach, und ich nahm es wiederum einfach hin, ohne auf die Idee zu kommen, deswegen zu klagen oder zu protestieren. Wahrscheinlich war ich zwar derjenige in meiner Klasse, dem dieses sich körperliche Austoben am meisten fehlte, wo ich doch von allen der Bewegungshungrigste und wohl auch der Bewegungskbegabteste war. Aber ich wollte ja Priester werden und dafür brauchte man nun eher Latein und Griechisch als Sport. Auf dem Bild blickt man von der einen offenen Seite hinein auf den rechten und mittleren Flügel des Gebäudes. Ich glaube, ich habe dieses Bild mit meinem ersten eigenen Fotoapparat, den

ich einem Mitschüler abgekauft hatte, gemacht. Vorne rechts ist der öffentliche Zugang zur sehr schönen neugotischen Kirche erkennbar, hinten rechts sieht man den Eingang ins Internat vom Innenhof aus.

Hinten links befindet sich ein Begrenzungspfahl der Federballfelder. Es wurde schon zeitweise nach den Regeln des Badmintons gespielt, also wettkampftartig, je nachdem, was gerade angesagt war. Das änderte sich im Laufe des Jahres häufig von heute auf Morgen. Im vorderen Teil des Hofes gab es eine Kegelbahn, die praktisch nie benutzt wurde. Kegeln war nichts für junge Menschen. Obwohl sie noch einmal zu meiner Zeit mit neuem Asphalt ausgebessert wurde, gammelte sie schließlich vor sich hin. Daneben stand frei im Hof ein recht robuster Barren, an dem ich von Anfang an immer wieder herumturnte. Es sollte sich aber bald zeigen, dass dieses „Knochenbrechergerät“ (die harten Holme taten mir etwas zart besaitetem Jungen an Armen und Beinen zu sehr weh) nicht meine Stärke werden würde. Ich war, wie erwähnt, bewegungsbegabt, besaß aber nicht die benötigten kräftigen Armmuskeln. Viel lieber hing ich täglich am einige Meter weiter entfernten Reck, was mein Lieblingsgerät im Turnen werden sollte. Hier brachte ich es mit meiner Gewandtheit und Beweglichkeit zu einigem persönlichen Erfolg.

Im Haus selbst gab es noch den Tischtennisraum mit zwei richtigen Wettkampfplatten. Auch hier konnte ich mich austoben, wenn ich jemanden zum Mitspielen fand, bzw. wenn die Spielgeräte nicht schon von anderen besetzt waren.

Damit habe ich schon die wichtigsten Örtlichkeiten meiner neuen Umgebung beschrieben. In diesem riesigen Haus mit den vier Stockwerken, den langen Fluren und vielen Treppen gab es also einiges zu entdecken. Manchmal war mir bestimmt angst und bange vor diesem Gebirge an Neuem, was ich mir da zugetraut hatte. Dies ist mir meist erst richtig bewusst geworden, wenn ich die ersten Abende etwas verlassen und auf mich allein gestellt im Bett lag und so unglaublich vieles sich am jeweiligen Tag ereignet hatte. Ob ich das alles schaffen würde? Ob dies gut gehen würde? Im Internat selbst wohl, denn ich war immer zu Rücksichtnahme,

ja auch zum Gehorchen und zum Fleiß erzogen worden. Aber da stand ja noch die Schule an, ein ganz anderes Kaliber von Anforderungen und Unsicherheiten als die mir bekannten.

So hatte in den ersten Tagen jeder der achtzehn zehn- und elfjährigen Jungen in meinem Schlaftsaal große Kämpfe mit völlig neuen Gefühlen zu bestehen, für sich ganz alleine. Es durfte ab 20 Uhr nicht mehr gesprochen werden. Manchem war das Heimweh anzumerken, selbst noch als um 20:30 Uhr das Licht endgültig ausgemacht wurde und er nicht in den Schlaf finden konnte. Mir gelang es recht gut, jedenfalls kam aus meinem Bett kein heimliches Schluchzen. Einige Muttersöhnchen waren dabei. Dazu wollte ich wahrlich nicht gehören!

## Der geregelte Alltag

### Tagesordnung an Werktagen

6 Uhr	Aufstehen
6:20	Mittagsgebet
6:30	St. Messe
an Schlußband bis 7:30	Studium
7:30	Kaffe
7:50	Gang zur Schule
12:45	Freistudium
13:15	Mittagessen
15	Studium
16	Kaffee
17	Studium
19	Abendmessen (ab Kl. 1-3)
20	Nachtgebet der Kl. 1-3
20:45	Nachtgebet der übrigen
	Bethäube

Die Tagesordnung habe ich am Freitag, den 10.01.1964, in mein damals gerade begonnenes Tagebuch geschrieben. Sie galt für alle Werktagen, Samstag eingeschlossen. Der war damals noch ein regulärer Schultag.

Für Sonntag war der Plan etwas entschärft. Man durfte beispielsweise bis um 7.30 Uhr schlafen, um 8 Uhr war heilige Messe, anschließend Kaffee. Fürs Studium, also die Zeit, in der man still auf seinem Platz im Studiersaal sitzen musste und lernen sollte, waren zwei Stunden vorgesehen. Außerdem war am

Sonntagmorgen Chorprobe. Dafür gab es einen speziellen Raum mit einer Orgel neben den Studiersälen im zweiten Stock. Ich meine, das Mittagessen stand bereits um 12 Uhr bereit. Anschließend fand der sonntägliche Spaziergang statt, dann war Freizeit bis zum Kaffee um 16 Uhr, wo alle wieder im Haus sein mussten. Ab 17 Uhr lief der Tag nach dem Plan wie an den Werktagen. Der Anhang enthält die vollständigen „Satzungen der Hausordnung“.

## Aufstehen, Messe, Frühstück, Abmarsch in die Schule

Der Morgen im Internat begann, ob im Sommer oder im Winter, immer gleich unbarmherzig und gnadenlos mit dem lauten Schepfern der Klingel um Punkt 6 Uhr, automatisch gesteuert und nie versagend. Damals konnte man weder das Wort Weicheier, noch hatte sich je ein Mensch Gedanken darüber gemacht, ob man dies nicht sanfter und wohlklingender machen könnte. Es waren noch einige Jahre hin bis zu den 68er Jahren, wo alles in Frage gestellt werden konnte. Ob nicht ein Gong oder gar Musik der kindlichen

Seele am Morgen viel besser täte, interessierte damals also noch niemanden. „Brrrr“, schrie es also vom Flur her - oder war die Klingel sogar im Schlafsaal selbst? - mit einer Lautstärke, die keiner überhören konnte. Anfreunden mit diesem nervtötenden Weckterror konnte sich niemand. Wenn einer auf die Idee kam, sich noch kurz die Decke über den Kopf zu ziehen und so zu tun, als hätte er das Schellen nicht gehört, konnte er nur Sekunden gewinnen. Denn schon stand der Schlafsaalpräfekt am Bett und zog ihm die Decke weg.

Anfangs kam auch noch täglich einer der beiden Präfekten, der jungen Geistlichen also oder auch schon mal der Direktor persönlich, um notfalls mit der Amtsautorität das Aufstehen und das sich anschließende Waschen zu überwachen.

Vor dem Waschraum waren die Toiletten, drei Sitz-Klos und ein zwei Meter langes Urinal aus weißer Keramik. Hier gab es am frühen Morgen bei den fast vierzig Schülern meist einen kleinen Stau, aber alles kein Problem, denn wenn besetzt, ging man halt zuerst zum Waschen. Man muss noch bemerken, dass es nicht hektisch zugeht. Alles lief zügig und gesammelt ab, gesprochen durfte ja bis zum Frühstück um 7.30 Uhr nicht werden. Nach einigen Wochen funktionierte alles im Halbschlaf fast wie von selbst. Am Anfang aber musste noch einiges mit etwas Nachdruck eingeübt werden, wozu die echten Präfekten die nötige Hilfe gaben, indem sie zumindest so taten, als würden sie kontrollieren.

Das Wichtigste war, dass jeder mit nacktem Oberkörper vor seinem Waschbecken stand, die Zähne putzte und sich mit Seife wusch. Wir standen in fünf oder sechs langen Reihen nebeneinander und mit wenigen Schritten und geübten Blick war alles unter Kontrolle, so dass sie auch wieder bald verschwinden konnten. Den Rest erledigten die beiden älteren Schlafsaalpräfekten. Danach wurde sich am Bett angezogen und jeder beeilte sich, noch an seinen Schreibtisch zu kommen, das Gesangbuch zu holen, um dann pünktlich in der ebenfalls kalten Kirche um 6.20 Uhr beim Morgengebet zu sein. Um 6.30 Uhr begann an den Werktagen die Heilige Messe. Wir Anfänger knieten ganz vorne, bis man mit den Jahren immer weiter nach hinten rutschte.



Dies ist der Blick in die Kirche, wie sie zu meiner Zeit aussah. Ich fand es von Anfang an angenehm, dass es auch hier, wie in allen übrigen Räumen nicht religiös überladen war, eher mehr kühl und nüchtern. Das einzige Gemälde im Raum war der kunstgeschichtlich nicht unbedeutende Bosbacher Flügelaltar. Es war meist noch draußen dunkel, wenn die Messe losging. Man sollte später auch nicht immer so ausgeschlafen sein, wie in den ersten Jahren. Dann kam die stille Messe, die es auch einmal in der Woche gab, gerade

recht. Mancher fand dann weiter hinten zwischen den anderen eine Technik, den notwendigen Schlaf nachzuholen, wenigstens teilweise. Es gab nicht nur ein schwarzes Schaf in der Herde.

Nach der Messe ging es immer noch still zurück in den Studiersaal, wo man nochmals in die Schulbücher schauen, sich Hausaufgaben vornehmen und die Büchertasche für die Schule packen konnte. Mit dem Klingelzeichen Punkt 7.30 Uhr durfte wieder gesprochen werden. Dann ging man zügig zum Frühstück in den Speisesaal. Der Zeitplan war wohl bewusst so gestaltet, dass gar kein Herumtrödeln möglich war, weil bereits um 7.50 Uhr schon wieder das Klingelzeichen für den Abmarsch zur Schule gegeben wurde.



Dieses Bild aus der 3. oder der 4. Klasse (1962/1963) zeigt die Situation kurz vor dem Gang zur Schule. Wir sammelten uns im Hof vor dem großen Holztor, das zur Innenstadt führte. Mit dem Klingeln marschierten wir dann die etwa

zwanzig Meter hinaus auf die große Speyerer Prachtstraße, die Maximilianstraße, dann links rum und immer in Richtung Dom, vor diesem nach rechts und nach etwa 200 m konnte man das altehrwürdige Gymnasium, neben dem Landesmuseum gelegen, betreten. Ich befinde mich ziemlich in der Mitte des Bildes (mit hochgestellten Kragen), zwischen einigen meiner Klassenkameraden und einigen jüngeren Konviktooren.

### **Nach der Schule bis zum Abendessen**

Nach dem Unterricht begab man sich direkt wieder zurück ins Internat. Sich in der Stadt herumtreiben, war untersagt. Es begann dann von 12.45 Uhr bis 13.15 Uhr das so genannte freie Studium, d.h. man musste an seinem Platz im Studiersaal sitzen, schweigend, durfte aber sonst machen, was man wollte. So kurz nach der Schule wieder lernen, wäre mir auch überhaupt nicht möglich gewesen.

Zum Mittagessen um 13.15 Uhr versammelten sich nach dem Klingelzeichen alle sofort an ihrem Platz im Speisesaal. Man stellte sich schweigend neben seinen Stuhl und wartete, bis der letzte die Tür geschlossen hatte und der Vorbeter, auf das Zeichen des Direktors hin, der ebenfalls mit seinen Präfekten an seinem Tisch stand, das Tischgebet gesprochen hatte. Dann erst setzen wir uns zum Mittagessen. Ich meine mich zu erinnern, dass es immer eine Suppe gab, dann verschiedene einfache Gerichte, wie Gulasch und Nudeln, einmal die Woche Frikadellen, worin die Reste der Woche verarbeitet wurden, mit Kartoffeln, auch Gemüse, reichlich. Rumgetotzt, wie ich dies später bei meinen Schülern am Jugendherbergessen regelmäßig erlebte, wurde nicht. Freitags gab es kein Fleischgericht, oft ein gekochtes Ei mit Kartoffeln und Senfsoße, was ich von zu Hause überhaupt nicht kannte, und was meine Mutter nicht hätte auf den Tisch bringen dürfen.

Wie schon erwähnt, gab es sonntags ein etwas besseres Gericht, wobei sich Bratwurst und das Lieblingsessen aller, das panierte Schnitzel, abwechselten. Auch fehlte nie die Wasserkanne auf dem Mittagstisch. Wasser und Beilagen gab es so viel man wollte. Einer

vom Tisch wurde dafür mit den leeren Behältern an die Essenausgabe geschickt und kam dann mit Nachschub zurück.

Ganz schnell hatte man auch begriffen, dass während der ersten Viertelstunde kein Wort geredet werden durfte. Man kennt das heute noch aus dem Refektorium im Kloster, wo ebenfalls schweigend und recht zügig gegessen wird, währenddessen verschiedene Texte, meist geistlich erbauliche, vorgelesen werden. Bei uns gab es eine etwas gemilderte Variante. Erstens wurde von Essen zu Essen, auch am Abend, fortlaufend aus einem Jugend- oder Sachbuch vorgelesen und zweitens nur so lange, bis der Direktor oder dessen stellvertretender Präfekt nach etwa 15 Minuten die Tischklingel betätigte. Schlagartig war es vorbei mit der Stille, jetzt durfte endlich gesprochen werden.

Nicht selten passierte es, dass sich der Lärm im Saal so hochschaukelte, dass es den geistlichen Herren auf die Nerven ging. Dann wurde zunächst einmal auf die Tischklingel getippt, was meist schon die Gespräche in der Lautstärke dämpfte. Dennoch kam es immer wieder mal vor, dass dies nur kurze Zeit anhielt. Dann schlug der Direktor einige Male heftig auf die silberfarbene Metallklingel und drohte erstmals absolutes Redeverbot an. Es gab dann so Tage, wenn es beispielsweise erstmals zu schneien begann oder etwas Aktuelles heiß diskutiert werden musste, dann wurde das „absolute Silentium“ ausgerufen, das je nach der Stimmung der Chefs etwas später wieder aufgehoben wurde. Dies war das erste lateinische Wort, das jeder vor der ersten Lateinstunde beherrschte. Der erste Schritt zur „höheren“ Bildung begann also mit „Silentium“.

Nach dem Mittagessen wieder gemeinsames Aufstehen vom Tisch, kurzer Gang in die Kirche, dann endlich Freizeit. Längst hatte man mit anderen etwas ausgemacht, denn potenzielle Freunde gab es ja genügend: Tischtennis spielen, Gesellschaftsspiele waren angesagt, auch gab es später mal eine Phase, wo man jeden Tag Schach spielte. Bei schönem Wetter war ich auch oft draußen im Hof zum Turnen oder auch Federballspielen. Es gab noch andere Fraktionen bei uns, die in dieser Zeit Bücher lasen oder gar Klavier spielten. Dazu gehörte ich nicht. Ich brauchte Bewegung und Sport.

Um 15 Uhr begann die erste Stunde der festen Lernzeit, des „Studiums“, wie es kurz und bündig bei uns hieß: Jeder musste an seinem Platz sitzen, durfte nichts sprechen und musste lernen, d.h. er durfte nicht etwa in einem Buch lesen oder gar den Kopf auf den Tisch legen und schlafen. Dies wäre ein Verstoß gegen die Hausordnung gewesen, was genau so mit einem „Schnaps“ belegt wurde, wie sich beim Sprechen mit dem Nachbarn erwischen lassen. Das Hinterhältige beim „Schnaps“ war, dass es verboten war, diese zwei Seiten während des Studiums zu schreiben. Dafür musste man seine kostbare Freizeit opfern.

Um 16 Uhr wieder ein erlösendes Klingelzeichen: Mittagskaffe: Es war keine geregelte Pflichtveranstaltung, man durfte also sprechen oder auch ganz fehlen. Bis 16.30 Uhr musste der Speisesaal verlassen sein.

17 Uhr: Jetzt ging das zweistündige Hauptstudium los, nur unterbrochen um 18 Uhr von einer 5-Minuten-Pause, in der man auf Toilette gehen konnte, allerdings im Schweigen. Für mich als einen unruhigen Geist in einem ebensolchen Körper war dies eine harte Zeit, besonders in den ersten Jahren. Natürlich konnte ich nicht zwei Stunden konzentriert lernen, wie beispielsweise Wolfgang, mein Kollege aus Schaidt, was sich natürlich auch in den entsprechenden Noten ausdrücken sollte. Nach dem kosmischen Gesetz „wie außen so innen“, sah es natürlich in meinem Pult genauso aus wie in meinem Kopf. Vom Mitschüler Wolfgang weiß ich, dass er heute noch ganz exakt nicht nur seinen Külschrank aufgeräumt hat, sondern alles in seiner Wohnung ganz penibel und genau ausrichtet. So war es damals schon. Das Pult hatte rechts neben der Sitzaussparung ein Bücherregal, und da stand jedes Buch oder Heft immer akkurat in Reih und Glied, wie ich es nicht mal für kurze Zeit hinbekam. Er war für mich auf diesem Gebiet ein nie erreichtes Vorbild. Noch schwerer Ordnung zu halten, war im großen Fach unter der abschließbaren schräg zum Körper abfallenden Schreibtischplatte, worin man seine persönlichen Gegenstände wie Geld, Schreibutensilien, Briefe aufbewahren konnte.

Dass die absolute Ruhe streng durch die vier im Raum verteilten Studiersaalpräfekten gewährt wurde, und jedes Vergehen mit

„Schnäpsen“ bestraft wurde, habe ich bereits erwähnt. Auch bei der Kommunikation mit Hilfe von Zetteln durfte man sich nicht erwischen lassen. Dennoch kam es bei mir nicht selten vor, dass ich bei den Hausaufgaben nicht weiterwusste. Es war dann möglich, bei einem Studiersaalpräfekten nachzufragen. Aber natürlich konnte man auch mit seinem Tischnachbarn ohne Worte kommunizieren, totale Überwachung war natürlich nicht möglich.

Ich machte auch später keinen Hehl daraus, dass ich zu Hause ohne diese klare Reglementierung niemals hätte Abitur machen können. Wenn man etwas nicht kapierte, fand man immer jemanden, der es erklärte. Natürlich dann in der Freizeit, wo ich allerdings meist anderes zu tun hatte. Notfalls konnte man auch bei einem Mitschüler die Hausaufgaben einfach abschreiben.

Wenn man damit fertig war, musste man dennoch sich mit Schule und Schulbüchern beschäftigen. Früh lernte man damals gezwungenermaßen einen wichtigen Grundsatz beim Erwerb der höheren Bildung: „Repetitio est mater studiorum“ – „Wiederholung ist die Mutter der Studierenden“. Gerade in Latein und Griechisch musste man von Zeit zu Zeit immer wieder alle Wörter wiederholen, um sie nicht wieder zu vergessen. Denn natürlich durfte man damals noch kein Wörterbuch bei Schularbeiten oder gar beim Abitur benutzen.

Dass man auch trickste und ein unterhaltendes Buch unter dem Schulheft liegen hatte, kam selbstverständlich auch vor.

Dennoch hatte ich mich in den ersten Jahren schon genau an die vorgegebenen Regeln gehalten. Heute wundere ich mich doch sehr, dass ich dies alles durchhielt und trotz einer Krise in den späteren Jahren nicht einmal wiederholen musste.

## **Der Abend**

19.00 Uhr: Das Ende des harten zweistündigen Studiums war vorüber, man hatte auch langsam ordentlich Hunger und das Klingeln war heiß ersehnt. Alle trafen sich immer noch schweigend im Speisesaal wieder, und es ging das gleiche Ritual vor sich wie beim Mittagessen: Beten, setzen, vorlesen, aufs Klingelzeichen warten,

damit man endlich wieder reden durfte. Auf dem Tisch standen Brot und Wurst oder Käse, in den Wasserkannen war jetzt allerdings warmer Früchtetee. Sorten gab es, die ich überhaupt nicht kannte, wie beispielsweise den roten Hagebuttentee, den ich nicht trinken konnte.

Wieder wurde gewartet, bis alle mit dem Essen fertig waren, ein kurzes Dankgebet wurde gesprochen, und los ging es zu den zuvor abgesprochenen Spielstätten. Die Zeit war knapp, gut eine halbe Stunde und es galt die Regel „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“, d.h. waren beispielsweise die zwei Tischtennisplatten belegt, musste man etwas anderes suchen, was möglicherweise auch schon besetzt war. Gut, Klaviere waren meist noch frei.

20.00 Uhr: Beginn der abendlichen Stille. Die Klassen 1 bis 3 trafen sich zu einem kurzen Abendgebet, und dann ging es auf direktem Weg ins Bett. Die älteren Schüler hatten noch bis um 20.45 Uhr Studium, dann Nachtgebet und Bettgang, außer denen, die noch freiwillig weiter am Schreibtisch für die Schule arbeiten, lesen oder etwas anderes tun wollten. Sie hatten dann das Pech, dass sie sich sehr leise und ohne Beleuchtung ins Bett schleichen mussten, um die anderen nicht aufzuwecken. Der Schlafsaalpräfekt sorgte dafür, dass dies klappte. Auf den Fluren brannte immer Licht, die Schlafzimmertüren hatten Fensterscheiben aus Milchglas, damit man auch sein Bett finden konnte.

## Geschichten aus dem Leben eines Konviktors

Was nach 50 Jahren noch in Erinnerung geblieben ist, muss für mein Leben und meine Entwicklung nicht unwichtig gewesen sein. Manchmal mag es sich objektiv anders abgespielt haben. Die Zeit verklärt möglicherweise Einiges. Dennoch bemühe ich mich um meine subjektive Wahrheit und möchte nicht ein paar schöne Storys erfinden.

### Der Kasten

Neben „Silentium“ war das Wort „Kasten“ das meistgebrauchte Wort unter uns Konvikto- ren. Dies war bestimmt schon vor meiner Zeit so gewesen und sollte wohl bis zu der Auflösung des Bischöflichen Konvikts St. Ludwig, wie es offiziell hieß, so bleiben. Wir wohnten und lebten also im „Kasten“, keiner hätte es je unter uns



andere ausgedrückt. Gestern habe ich von einem ehemaligen Mitschüler ein erstes Lebenszeichen seit über 50 Jahren bekommen, eine E-Mail. Sie bestand nur aus drei Sätzen und da tauchte plötzlich wieder das Wort „Kasten“ auf. Ich selbst war längst davon abgekommen, weil man dies logischerweise nur unter Insidern verstand. Internat wäre zu fein, zu nobel, zu schön gewesen und hätte unser Lebensgefühl hier nicht getroffen. Kasten klingt negativ, abfällig, verächtlich. Das sollte auch ausgedrückt werden. Man wurde gegängelt, in einem

für jeden von uns oft als zu eng und begrenzt empfundenen Rahmen gehalten, musste sich täglich persönliche Einschränkungen gefallen lassen, wurde manchmal sogar für Dinge bestraft, die sich

ein Außenstehender gar nicht vorstellen konnte. Mit dem Wort Kasten schlug die so malträtierte Seele zurück.

Ein Blick von dem damaligen Pflanzgarten aus auf den wichtigsten Teil des Kastens. Wie man sieht, wurden hier unter der Anleitung der Küchenschwester große Mengen von Gemüse angebaut. Für uns war es verboten, dieses Gelände zu betreten.

Ganz unten, im Keller, man sieht noch den oberen Teil der Fenster, gab es fünf Klavierräume. Im allerersten Raum war „mein“ Ballschrank untergebracht, von dem ich noch berichten werde. Darüber, im Erdgeschoss, lag der große Speisesaal, der schon beschrieben wurde. Im ersten Stock sieht man vorne ein Geländer, das die große begehbare Terrasse begrenzte. Dahinter befanden sich die Fenster der beiden Studiersäle der Unterstufe, darüber, im zweiten Stock die Studiersäle bis zur Klasse sieben. Im dritten Stock lagen die kleineren Schlagsäle der höheren Klassen, im Treppenhaus ganz hinten links befanden sich auf jeder Zwischenebene Toiletten.

Oben ragt die Kirchturmspitze unserer Kirche empor. Für mich war sehr faszinierend, dass die ganze Dachfläche dieses Flügels begehrbar war, allerdings nur für die älteren Jahrgänge. Davon wird noch zu berichten sein.

### **Klassensprecherwahl, die Ohrfeige, erste Austritte**

Dass sich bemüht wurde, alle gleich zu behandeln, habe ich erwähnt. Meine Minderwertigkeitsgefühle wegen meiner Herkunft aus einer einfachen Korbmacherfamilie sollten mir am ersten Tag schon zu schaffen machen.

Schreibutensilien, Bücher und Verpflegung für den Morgen- und Mittagskaffee musste sich jeder selbst kaufen. Keiner von uns sollte viel Geld bei sich haben, denn man ging natürlich zu Recht davon aus, dass ein Zehn- oder Elfjähriger noch nicht verantwortungsvoll damit umgehen konnte.

Der damalige Präfekt Gabriel setzte sich vorne im Studiersaal an den Tisch, fragte jeden einzelnen, wie viel Geld er habe und handelte mit ihm aus, welche Summe jeder bei ihm deponieren sollte. Manche hatten 100 DM dabei, andere 50 oder auch mal 25. Nur ich musste laut vor allen gestehen, dass ich gerade mal 15 DM mitbekommen hatte. Ich weiß noch genau, dass es von allen der geringste Betrag war. Und natürlich war mir das unglaublich peinlich gewesen, der Ärmste von allen zu sein. Wahrscheinlich war es den anderen egal, es gab auch überhaupt keine dummen Bemerkungen von irgendeiner Seite. Aber das Thema Armut sollte mich immer wieder einholen und mich beschämt für einige Augenblicke in meinem Schneckenhaus verschwinden lassen.

Einige Wochen später fand im gleichen Rahmen die Klassensprecherwahl für das Internat statt. Wie überall auf dieser Welt wurden anfangs solche Schüler gewählt, die bedeutend weniger Hemmungen hatten als ich. Da es alle Arten von Charakteren in der Klasse gab, fand sich natürlich schnell ein mutiger, der sich der Herausforderung stellte.

Genau erinnere ich mich an eine der größten Ungerechtigkeiten, die ich erlebt habe: Trotz der Überwachung der 60 Schüler der ersten und zweiten Klasse im Studiersaal durch die vier Aufpasser (Präfekten), kam es vor, dass ab und zu eine gewisse Unruhe aufkam. Absolutes Silentium war selten zu erreichen. Manchmal gingen einige auf die Toiletten, andere liefen zu den Papierkörben, wieder andere ließen sich von den Präfekten etwas erklären. So auch an diesem Sonntagmorgen. Ich war gerade die drei Meter zur Tür nach draußen auf die Toilette unterwegs, als diese von außen aufgerissen wurde und, weil ich gerade im Wege stand, hatte ich schwupps eine Ohrfeige im Gesicht. Wutentbrannt war der Direktor Dewald ins Zimmer gestürzt, tobte rum und sorgte schnell für Ordnung und totale Ruhe.

Ich selbst verstand die Welt nicht mehr, weil ich, wie schon erwähnt, einer der bravsten Schüler überhaupt war. Und gerade mich hatte es getroffen. Schläge war ich nie gewohnt, von Vater nie, wenige Male bei Mutters seltenen Erziehungsmaßnahmen. Ich konnte kein Argument finden, was dies gerechtfertigt hatte. Vor

Obrigkeiten machte ich schon immer einen großen Bogen und ab diesem Tag vor dem „Dewald“ besonders.

Er nervte auch immer wieder, weil er während des Studiums häufig die Verbindungstür zum benachbarten zweiten Studiersaal öffnete und sein Brevier lesend „stundenlang“ von vorne nach hinten und wieder zurück durch den Mittelgang lief. Allein seine Präsenz sorgte für absolutes Stillschweigen. Keinem wäre eingefallen in dieser Zeit einen kleinen Spaziergang zum Papierkorb zu machen. Schlimmer war aber das permanente Knarren seiner Schuhe. Dieses Quietschen wurde zunehmend lauter, wenn er an unseren Pulten vorbeimarschierte, dann verklang es wieder, sobald er den anderen Saal betreten hatte. So ging das in einem fort. Warum er bei seinem Rundgang immer diese Schuhe trug, blieb sein Geheimnis. Ich vermute, es waren seine bequemsten.

Direktor Dewald verließ nach meinem ersten oder zweiten Schuljahr das Internat, natürlich nicht wegen der Ohrfeige. Darüber hat er nie mit mir gesprochen. Ich denke heute, er war mit seinen etwa 50 Jahren der Situation mit so vielen jungen Leuten einfach nicht mehr gewachsen.

Er wurde an die Maria-Ward-Schule nach Landau als Religionslehrer versetzt und beglückte jetzt als „Jesusknabe“, weil er so lockige Haare hatte, die Mädchen der höheren Töchterschule. Und wie das Leben so spielt, machte er sich dort bei meiner späteren Frau ebenfalls nicht gerade beliebt, indem er ihr in der 11. Klasse prophezeite, dass sie das Klassenziel niemals erreichen würde.

Wir fingen in der ersten Klasse mit 34 Schülern an und schon bald sprang der eine oder andere ab. Man hörte manchmal etwas davon, warum und wieso, aber so richtig interessiert hatte mich dies nicht wirklich. Das sollte sich später allerdings ändern, als manch guter Freund aus unterschiedlichen Gründen den Kasten verlassen musste.

## **Die Rotpinkeltablette, das Krankenrevier**

Zu Hause war ich häufig krank gewesen. Das sollte sich doch erheblich verbessern, wahrscheinlich durch mein geordnetes und letztlich auch körperlich weniger anstrengendes Leben. Das „Kranksein“ in so einem komplizierten Betrieb wie einem Internat musste ebenfalls genau geregelt sein. Dafür gab es eine so genannte Krankenstation, die im Übergang zu dem Seitenflügel der Schwestern und Bediensteten lag. Eine als Krankenschwester ausgebildete Ordensschwester hielt morgens nach der Messe und abends nach dem Abendessen (bei diesen Zeitangaben bin ich mir nicht mehr ganz sicher) eine Art Sprechstunde ab. Meist waren besonders im Winter nur einfache Erkältungen zu behandeln, und man bekam ein paar Tabletten in die Hand gedrückt.

Ich war noch in der ersten Klasse, als ein Mitschüler feststellte, dass er nach Einnahme einer gewissen Tablette anschließend rot pinkeln konnte. Das war für einige von uns eine Attraktion und wir probierten gemeinsam aus, ob es bei uns auch wirken würde. Blöde war nur, dass nicht genügend Tabletten zur Verfügung standen. Also musste der eine oder andere versuchen durch Vortäuschung einer ähnlichen Erkrankung an solche Rotpinkeltabletten zu kommen.

Ich selbst weiß noch, dass es für mich im kalten Winter richtig schön und gemütlich war, mal krank zu sein. Man musste nicht in die Schule und durfte sich ein paar Tage in die Krankenabteilung mit ihren kleinen Zimmern in die schönen weiß bezogenen Betten legen.

Im Krankenrevier wurde man auch ein bisschen von der etwas mütterlichen Schwester umsorgt, was schon mal guttat. Hätte man nicht den Schulstoff versäumt, wäre ich bestimmt noch öfter krank geworden.

## Die Verwaltung des Internats

Wie schon erwähnt, stand der Direktor zusammen mit den beiden jüngeren Präfekten an der Spitze des Hauses. Alle drei waren geweihte Priester und für uns die absoluten Autoritätspersonen, weil sie natürlich in Fragen der Disziplin die alleinige Entscheidung hatten. Sie entschieden, ob man für ein Leben in dieser Gemeinschaft geeignet war oder nicht. Man muss ja bedenken, dass die Diözese Speyer dieses Haus finanzierte, und es das Ziel seit Jahrzehnten war, hiermit den Priesternachwuchs zu fördern. Ich erlebte in meinen sieben Jahren den Anfang vom Ende dieser Institution hautnah mit. Was in den ersten Jahren noch selbstverständlich war, das alte System also noch funktionierte und auch einige Priester hervorbrachte, bekam in meiner späten Zeit (1966) schon die ersten Risse und brach nur wenige Jahre später ganz zusammen. Die revolutionären Gedanken der 68er Bewegung nach mehr persönlicher Freiheit und weniger autoritären Stenge brachte also auch später dieser Form der Erziehung das Ende.

Noch war es nicht soweit. Die Troika achtete erfolgreich darauf, dass die lange ausprobierten und sich als sinnvoll herausgestellten Regeln eingehalten wurden. Im Laufe des Jahres kam es immer wieder einmal vor, dass einem von uns nahegelegt wurde, das Konvikt zu verlassen. Unter uns drückte man es klarer aus: Er wurde rausgeschmissen.



Nur vom damals jüngsten Präfekten, der auch für unser Chorsingen zuständig war, ist mir ein Bild geblieben: Der „Giebel“, wie er einfach bei uns hieß, steht hier links von einem afrikanischen Bischof, der zusammen

mit Domkapitular Weindel unser Internat besuchte. Hans Giebel war in Ordnung, wurde nie laut oder böse, blieb noch kurze Zeit nach meinem Austreten im Internat, wurde dann Pfarrer in Ludwigshafen und hat, wie ich später erfuhr, nach relativ kurzer Zeit

sich in eine Sängerin aus seinem Kirchenchor verliebt, die er dann heiratete.

Erwähnen muss ich noch den älteren Präfekten Alois Gabriel, der nach dem Weggang von Direktor Dewald dessen Stelle als Direktor einnahm.

*Liebe Familie Schimpf!*  
*Ihrem Jahreswechsel wünsche*  
*ich Ihnen herzlich Glück*  
*und Segenswünsche in dank-*  
*barer Erinnerung*  
*Ihr Alois Gabriel*  
*Präfekt*

Er war ein ruhiger und strenger Mann, der mich anfangs gut leiden mochte, und mit dem ich wenige Jahre später einige pubertätsbedingte Auseinandersetzungen haben sollte.

Links die schriftliche Antwort auf eine Weihnachtskarte, die meine Eltern und ich ihm geschickt hatten und die die Jahre überdauert hat. Es war noch aus der Zeit, in der mein Weg klar

Richtung Pfarrer ging. In der Psychologie würde man wohl von der Zeit der „vollen Kindheit“ sprechen. Ich denke ich war damals 12 Jahre alt und vermute, dass die Anregung zu dieser Karte sogar von mir kam, weil ich gehört hatte, dass dies andere Schüler auch so machen würden.

Weitere Schlüsselfunktionen im Konvikt hatten noch einige Nonnen. Sie waren gerade für manche Jüngere so etwas wie ein Mutterersatz, gerade bei Erkrankungen oder Heimweh. Ich hielt gewohnheitsgemäß zu allen immer etwas Abstand.

Auch die Küchenchefin war eine Schwester, die das Regiment über die so genannten „Küchenbullen“ hatte. So nannten wir die drei oder vier älteren Frauen und auch die ganz jungen Mädchen, die im Hintergrund dafür sorgten, dass das Essen auf den Tisch kam und es im Haus immer blitzblank sauber war. Von letzteren, den Küchenmädchen, wird noch die Rede sein.



Die Namen der Schwestern kannte jeder. Die Schwester rechts war mit Verwaltungsaufgaben beschäftigt. Sie tat ihren Dienst an der Pforte, wo auch das einzige Telefon stand. Allerdings durfte dies nur bei dringenden Ereignissen

und nur mit Erlaubnis benutzt werden. Privatgespräche von oder zu den Eltern waren nicht gestattet, für mich auch uninteressant, weil wir zu Hause sowieso kein Telefon besaßen.

Es war noch die Zeit des Briefeschreibens, was eine meiner Lieblingsbeschäftigungen werden sollte. Die Schwester links war die Oberin, die auch für die Krankenstation zuständig war.

### **Bildungsangebote**

Im Internat war man natürlich bemüht, neben der religiösen Erziehung auch unsere allgemeine Bildung zu fördern. Dies überließ man nicht nur dem humanistischen Gymnasium. So musste man sich nach kurzer Zeit entscheiden, ob man Klavier oder Geige lernen wollte. Wie oft in meinem Leben entschied ich mich für die vermeintlich leichtere Variante, das Klavierspielen. Dafür war speziell ein Klavierlehrer engagiert, der einmal im Monat oder alle 14 Tage vorbeikam und uns in Kleingruppen unterrichtete. Jeder spielte seine zwei Zeilen aus dem Übungsheft vor, die er in der „Stunde“ zuvor zum Üben aufbekommen hatte, erhielt einige Ratschläge und nach etwa fünf Minuten war man „Gott sei Dank“ wieder entlassen. Der gute Mann musste an einem Nachmittag eine große Menge Klavierschüler abfertigen.

Leider hatte ich, trotz einiger guter Ansätze ganz am Anfang, keine Ausdauer, weshalb ich nach drei oder vier Jahren mit dem

Flohwalzer als Höhepunkt (den hatte ich allein gelernt) meine Karriere als wenig hoffnungsvoller zukünftiger Pianist beenden durfte.

Bei der großen Anzahl der Übenden gab es zu Jahresbeginn einen genauen Plan, wo man zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt üben sollte. Jeweils für eine halbe Stunde während der Studierzeit wurde man für eines der Klavierzimmer eingeteilt. Fünf davon gab es im Keller und noch drei neben dem Kaufladen im zweiten Stock. Während der Freizeit standen die Klaviere jedermann zur Verfügung und natürlich gab es einige, die sie nutzten. Mein Talent lag eindeutig mehr auf anderen Gebieten.

In den ersten Jahren wurden wir regelmäßig am Sonntagmorgen eine Stunde lang mit Chorsingen traktiert. Jeder, der nach einem kurzen Test einigermaßen singen konnte, war dabei. Ich sollte alle vier Stimmlagen im Knabenchor durchmachen, nur unterbrochen durch den langen ersehnten Stimmbruch. Dann hatte man frei, während die anderen zum „Chor“ mussten.

Wir sangen nur geistliche oder liturgische Chorlieder beispielsweise von Palestrina oder Schütz, gaben auch in der Weihnachtszeit in unserer Kirche ein Konzert für die Öffentlichkeit. Auf solche Höhepunkte hin wurden dann noch zusätzliche Übungsstunden eingefügt. Das Größte war, wenn wir auch im Dom singen durften. Allein die Wendeltreppe hoch zur Empore war ein Erlebnis. Dann der Blick in das majestätisch große Kirchenschiff machten mir fast immer ein bisschen Angst vor dem, was ich hier alles erlebte. Manchmal glaubte ich mich nicht mehr in der realen Welt, alles war ab und zu eine Nummer zu groß und erdrückend für mich.

Seit zwei Jahrzehnten spüre ich bei Stress und psychischer Belastung teilweise massives Herzdrücken. Ich denke damals hat das ganze schon in Ansätzen begonnen, wenn einfach zu viel auf mich einstürzte. Über die Schule als größten Stressfaktor werde ich noch ausführlich schreiben.

Im Haus wohnte in den Anfangsjahren noch ein älterer gebildeter Herr, der Herr Klein. Er studierte mit der achten oder neunten Klasse jedes Jahr einen richtig großen Klassiker ein. Dies war dann ein weiterer kultureller Höhepunkt über das Internat hinaus. Zu



den Aufführungen waren auch Auswärtige besonders Lehrer und Schüler aus dem Gymnasium eingeladen.

Hier ein Foto aus der Aufführung von Shakespeares „Julius Cäsar“. Natürlich verstand ich häufig nicht wirklich, was in dieser dichterischen Kunstsprache gesprochen wurde. Aber schauspielerisch war ja alles eindeutig, wie man hier erkennen kann.



Ein Jahr später stand Hamlet auf dem Programm. Hier das Ensemble auf der Bühne. Leider sollten in späteren Jahren diese großartigen Aufführungen eingestellt werden. Möglicherweise konnte es der oben genannte Regisseur aus Altersgründen nicht mehr leisten, oder die Zusatzbelastung für die Oberprimaner im Jahr des Abiturs war einfach zu groß geworden.



Ein Blick in den schräg ansteigenden Zuschauerraum, in dem die Theateraufführungen stattfanden, den Filmsaal, wie er bei uns hieß. Es wurde tatsächlich auch ab und zu ein Film gezeigt. Auch an eine Zaubervorführung erinnere ich mich noch gut. Ich, in Reihe zwei, der zweite von links.

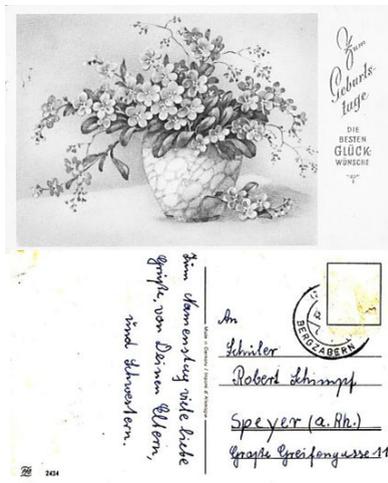
## Die kleinen Freuden des Alltags

### Namenstag

Geburtstag wurde im Konvikt nicht gefeiert, dafür jedoch der Namenstag. Es gab dann nach dem Mittagessen einen Vanillepudding als Nachspeise. Das freute einen doch sehr, auch mich natürlich, obwohl ich doch viel lieber Schokoladepudding aß.

Von zu Hause war ich gewohnt, zum Geburtstag ein ordentliches Geschenk zu bekommen. Aber ich hatte das Pech, dass er meist in die Osterferien oder auf einen der ersten Schultage fiel, was bedeutete, dass an diesem Tag kein Paket von zu Hause geschickt wurde. Leider, denn so ein „Fresspaket“ war immer eine sehr große Freude für mich, mit das größte überhaupt, das doch den Alltag im wahrsten Sinne des Wortes versüßte. Schokolade oder Kekse teilte man dann oft mit anderen. Sie waren für mich auch nicht so wichtig. Ich liebte die kleinen Dosen mit Schinken- oder Bierwurst von Höll, die mir das Frühstück zu einem Festmahl machten. Meist gab es nur Marmelade, und die mag ich bis heute noch nicht.

Zum Namenstag gratulierte man sich nur in meiner Familie. Es gab keine Geschenke. Hier eine Karte, die Hildegard im Namen der Familie geschrieben hatte. Das genaue Jahr ist nicht mehr zu erkennen.



## Briefe

Briefe von den Eltern zu bekommen, war immer ein kleiner Festtag, auch wenn nicht immer ein Geldschein darin lag. Darum ging es nicht. Es war der einzige Kontakt oft über Wochen hinweg nach Hause. Auf diesem Weg wurde alles in Kürze geregelt. Welche Mühe es meinen Eltern machte, überhaupt Briefe zu schreiben, ahnte ich natürlich, weil so selten welche bei mir ankamen. Nach fast 50 Jahren las ich sie zum ersten Male wieder für diese Aufzeichnungen und meine Freude, sie nicht weggeworfen zu haben, war riesengroß. Sie stammen aus den Jahren 1964 bis 1966. Ich habe sie wohl gesammelt, weil ich ahnte, dass sie wichtige Dokumente einer entscheidenden Phase meines Lebens waren. Es sind auch einzigartige tiefe persönliche Erinnerungen an meine Eltern. Selbst Vater musste einmal schreiben, natürlich auf Druck von Mutter. An seiner ungeübten Schrift und dem Inhalt erkennt man, wie er sich quälen musste. Er war kein Mensch großer Worte oder gar von langen Sätzen.

Die Auseinandersetzung über meinen späteren Austritt aus dem Internat sind in den langen Briefen meiner Mutter schön nachzuvollziehen. Dass es finanzielle Gründe dafür gab, wusste ich überhaupt nicht mehr. Meinen Eltern wollte ich diesen finanziellen Kraftakt nicht mehr zumuten und ich suchte auch für sie eine Lösung. Es fiel mir nicht leicht, besonders meine Freunde und meine inzwischen mir erworbene Stellung in der Gruppe einfach hinter mir zu lassen. Nach dem Durchlesen des entscheidenden Briefes meiner Mutter wurde ich sogar etwas stolz auf mich, ihr die Erniedrigungen beim „Betteln“ um Geld ersparen zu wollen. Ich zog die Reißleine. Natürlich gab es noch andere Gründe für mein Ausreten. Ich möchte später nochmals darauf eingehen.

Auch eine schöne Brief-Karte von Alois aus dem Kloster Münster-schwarzach ist erhalten geblieben. Alois war ein Superschüler, hatte in den Anfangsjahren nur Einser und Zweier im Zeugnis und schrieb mir bereits 1961 diese Karte in lateinischer Sprache:



## Apfelsaft

Ein Beispiel dafür über welche kleinen Annehmlichkeiten wir uns riesig freuen konnten, möchte ich noch anführen. Vielleicht fünf Mal im Jahr gab es zwei Flaschen Apfelsaft pro Tisch anstatt des normalen Leitungswassers zum Mittagessen. Dann wurde der Tag zu einem Festtag für uns. Diese Spende gab es beispielsweise von den drei Geistlichen, wenn sie Namenstag hatten, oder war es doch an ihrem Geburtstag? Auch meine ich mich zu erinnern, dass mal der Bischoff zu Besuch kam und er dieses für uns so edle Getränk spendierte.

Bei uns Kleinen wurde das Ausschchenken geradezu zelebriert. Alle Gläser stellte man in Reihe nebeneinander in der Mitte des Tisches auf. Dann goss einer von uns so ein, dass jeder auf den Millimeter genau so viel bekam wie der andere. Dazu senkten alle die Köpfe auf Höhe der Gläser und überprüften, dass ja nicht gemogelt wurde.

## Badetag

Ja auch das Baden am Samstag muss ich zu den kleinen Freuden meines damaligen Lebens zählen. Erstens war es in der Studierzeit am Nachmittag, also fiel das Lernen aus, und zweitens gab es richtig warmes Wasser. Ein älterer Schüler machte dafür jede Woche einen Badeplan, der einige Tage zuvor ausgehängt wurde. Wir Kleinen vor allem hatten unsere Zweifel, ob er immer fair gemacht

wurde und nicht doch unter den älteren etwas gemauschelt wurde. Denn man kam nur alle vier bis fünf Wochen für die fünf Badewannen, die es nur gab, an die Reihe. Und sich richtig in die Wanne legen, war etwas Außergewöhnliches überhaupt. Es war auch für jeden eine halbe Stunde anberaumt, was geradezu ein Luxus an Wohlgefühl und Muße bedeutete.

An den anderen Samstagen musste man sich mit einer Dusche begnügen, was natürlich weit weniger attraktiv war. Als wir älter wurden, versuchten einige natürlich auch etwas Druck auf den Ersteller des Planes auszuüben. Aber ich hatte auf dem Gebiet des sich Erschleichens von Vorteilen kein Talent.

### **Sonntagsspaziergang**

Zu den kleinen Freuden zählte in den ersten Jahren der Pflichtspaziergang am Sonntagnachmittag nicht gerade, aber immer noch besser als im Studiersaal hocken und lernen. Wir mussten in Gruppen mit etwa 10 Jungs unter der Führung eines Spaziergangspräfekten, also eines älteren Schülers, jeden Sonntag nach dem Mittagessen möglichst lange in und um Speyer herumlaufen. Spaziergehen ist sehr ermüdend und langweilig für kleine Jungs, besonders weil man bald alle Ziele im Umkreis von etwa 5 km kannte. Die beliebteste Strecke war die am Dom vorbei, durch den Domgarten zum Rhein, Schiffe gucken. Es war nur wichtig, das Minimum an Zeit herumbzubringen. Um 14.30 durfte man frühestens wieder das Konvikt betreten.

Gerne wäre ich mal auf den Roßsprung, das Stadion des FV Speyer, gegangen. Hier spielte, meine ich, damals zu Oberligazeiten sogar noch Fritz Walter. Aber Spielbeginn war 15 Uhr im Sommer, außerdem war es eine gehörige Wegstrecke und um 16 Uhr musste man wieder anwesend sein. Die meisten der Gruppe hatten sowieso dagegen gestimmt.

Ab der Mittelstufe, der vierten Klasse, durften wir in kleineren Gruppen ohne Aufpasser losmarschieren. Das Problem war aber,

dass man sich auf ein Ziel einigen musste. Also landeten wir meist doch immer wieder am Rhein.

Attraktiver wurde es mit etwa 16 Jahren, weil es da schon mal vor- kam, dass man fast zufällig auf unsere gleichaltrigen Kolleginnen aus dem so genannten „schwarzen Kloster“ traf. Natürlich hat man sich nicht getraut, sie anzusprechen, aber seine Route so einzu- richten, dass man ihnen öfter begegnete, war möglich.

Ich selbst war ja arm dran, weil ich mit 15 und 16 noch so aussah wie mit zwölf und wegen mangelnden Selbstbewusstseins immer nur eine etwas große Klappe auf Distanz hatte.

Gut erinnere ich mich noch, dass mir ein schlankes, schwarzhaa- riges Mädchen ganz gut gefallen hatte, die auch von hinten durch ein markstückgroßes schwarzes Muttermal an der linken Wade gut zu erkennen war. Wir hatten herausgefunden, dass sie aus Rülz- heim stammte. Aber wir kamen uns chancenlos gegenüber unse- ren männlichen Kollegen aus dem „Seppelskasten“ (Josephsheim) vor. Sie waren auch unterwegs, wollten nicht Pfarrer werden und hatten, wie sich schnell herumgesprochen hatte, genehmigte Mög- lichkeiten, Treffen untereinander auszumachen.

Einmal, nur ein einziges Mal, vergaß ich meine gute Kinderstube. Es war Brezelfest und natürlich gab es dann keine Diskussion, wo der Spaziergang hinführte. Autoskooter waren damals eine riesige Attraktion für die jungen Leute, die an den Seiten manchmal dicht gedrängt standen und beobachteten, was sich so abspielte. Aller- dings kostete Boxautofahren damals schon 50 Pfennig pro Fahrt, wenn ich mich richtig erinnere. Gut, wenn man zu zweit fuhr, dann konnte man doppelt so oft auf der Bahn bleiben. Wer zahlte, durfte auch lenken und sich das Mädchen heraussuchen, das man ele- gant schneiden oder vielleicht auch schon mal „anboxen“ konnte. Ich hatte wenig Taschengeld und vom Rausch getrieben, verfuhr ich zehn bis fünfzehn Mark, die eigentlich für den ganzen Monat reichen sollten. Jedenfalls wusste ich, als ich mich endlich losrei- ßen konnte, dass ich nie mehr Geld für so etwas ausgeben würde. Daran hielt ich mich auch.

## **Die großen Freuden im Internat**

### **Pack-Tag und Heimreise**

Man könnte es als die Höhepunkte des Jahres bezeichnen, die ich nun schildern möchte. Davon gab es einige.

Der große sogenannte „Pack-Tag“ gehörte unbedingt dazu, der nach dem Unterricht am vorletzten Schultag immer wieder vom Chef ausgerufen wurde. Darauf fieberte man tagelang hin. Endlich war es wieder so weit: Morgen würde es sofort nach dem Mittagessen nach Hause gehen. Damit man keine Minute länger bleiben musste, war also am Tag zuvor allgemeines Zusammenpacken angesagt.

Die Koffer waren unterm Dach im „Kofferraum“ gleich neben den Schlafsälen der Erstklässler in kleinen Holzverschlagen mit Schloss gelagert. Wie die Fußballer beim Anpfiff des Spiels eilten wir besonders in den Anfangsjahren dahin. Mein Koffer war richtig groß, größer als ich, meinte meine Mutter in ihrer typischen ironischen Art, wenn sie mich damit ankommen sah. Aber es musste ja auch alle schmutzige Wäsche hineinpassen, die sich so im Laufe von Wochen angesammelt hatte. Die herrschende Euphorie ist kaum zu beschreiben: Morgen letzter Schultag, wo auch nicht mehr viel gearbeitet werden musste, noch einmal schlafen, dann endlich nach dem Mittagessen ab nach Hause.

Die Nacht vor dem Heimreisetag konnte ich meist kaum schlafen, so wahnsinnig freute ich mich, mal wieder die Heimat zu sehen.

Einfach und schnell ging es dann, wenn Albert Kretz nach den letzten Schulstunden schon mit seinem VW-Käfer bereitstand, wir nur noch einladen mussten, und eine Stunde später in Schaidt ankamen.

Einige Male kam es allerdings auch vor, dass Wolfgang und ich zu dem armseligen Haufen von Schülern gehörten, der sich auf den Weg zum Bahnhof machen musste, weil der Albert keine Zeit zum Abholen hatte. Wir quälten uns dann mit den riesigen Koffern prozessionsartig die Straße entlang zum etwa einen Kilometer weit

entfernten Bahnhof. Manchmal blieben Leute stehen und schauten diesem Spektakel zu. Ich war einer der schwächigsten mit einem viel zu großen Koffer, aber helfen lassen wollte ich mir nicht.

## Nikolaus

Meine größten Feiertage im Internat waren Nikolaus und Fastnacht. Nikolaus war wohl noch etwas höher angesiedelt. Es war für mich einfach das Größte. Auch hier sollte ich in den Jahren einen Umbruch erleben.



Die ersten Jahre lief das Programm praktisch noch nach alter, über viele Jahrzehnte erprobter Tradition ab. Es wurde immer nur neu inszeniert, wie ein Theaterstück. Erst zog feierlichen Schrittes der heilige Nikolaus mit Mitra,

Bischofsstab, feierlichem Ornat und mit seinen Assistenten in den dafür speziell umgebauten Speisesaal ein. Würdevoll nahm er Platz auf der dafür errichteten Bühne. Dann hielt er eine kleine Ansprache, oder ließ sie halten, wobei mit salbungsvollen Worten all das Gute gelobt wurde, das er vom Himmel aus beobachtet hatte. Hier ein Bild mit der entsprechenden Szene, möglicherweise aus dem Jahr 1961.

Für uns Zuschauer war dies nur das Vorspiel für das eigentliche Spektakel, auf das man sich freudig angespannt seit Tagen vorbereitet hatte. Während die veranstaltende Klasse seit Monaten dafür Gedichte verfasste, überlegte sich der Rest, welche Maßnahmen man treffen konnte, um dem nun folgenden Strafgericht einigermaßen glimpflich zu entkommen.



Denn ziemlich plötzlich schlug die zunächst so feierliche Stimmung um, als der Knecht Ruprecht mit seinen Kumpels die Szene ziemlich martialisches betrat. Es waren ihrer acht, die drohend ihre Stöcke schwingend vor der Bühne Aufstellung nahmen.

Dieses Bild ist am 6. Dezember 1959 aufgenommen worden. Wir Erstklässler durften ganz vorne links sitzen, dahinter die Schüler



der zweiten Klasse. Das hatte den Grund, dass sie im Normalfall nicht durch den Knecht-Ruprecht-Parcours laufen mussten. Denn eins wussten wir aus den Schilderungen der älteren, dass es ordentlich zur Sache gehen würde. Wenn man genau hinschaut, kann man erkennen, dass einige von uns die Hosen voll hatten, d.h. sie hatten sich vom allgemeinen Nikolausfieber der Älteren anstecken lassen, und sich ordentlich ausgestopft. Vorne ganz links ist Wolfgang zu erkennen. Ich hielt mich wie immer mehr im Hintergrund: Dritte Reihe zweiter von links, halb verdeckt.

Wenn man genau hinschaut, kann man erkennen, dass einige von uns die Hosen voll hatten, d.h. sie hatten sich vom allgemeinen Nikolausfieber der Älteren anstecken lassen, und sich ordentlich ausgestopft. Vorne ganz links ist Wolfgang zu erkennen. Ich hielt mich wie immer mehr im Hintergrund: Dritte Reihe zweiter von links, halb verdeckt.



Auch diese Aufnahme stammt aus der ersten Nikolausveranstaltung, die ich erlebt hatte. Hier hat bereits der Ober-Knecht-Ruprecht den wichtigsten Teil des Abends übernommen: Die Abrechnung mit den von „oben“ beobachteten bösen Taten des letzten Jahres.

In Versform wurde normalerweise zunächst eine Missetat vorgetragen. Dann rief man einen einzelnen oder mehrere der Delinquenten nacheinander nach vorne. Dabei mussten sie durch die Gasse der bereitstehenden Knecht Ruprechte laufen. Je nach der Schwere des Vergehens und meist unter heftigem Gelächter und Gejohle der Zuschauer gab es dabei ordentlich Schläge aufs Hinterteil. Man erkennt oben die Ruten der Knechte, die aus drei zusammengebundenen Haselstöcken bestanden. Der Aufgerufene konnte im schlimmsten Fall mit acht Einschlägen auf sein Hinterteil rechnen. Das knallte teilweise gewaltig. Natürlich hatte man sich ab der dritten Klasse entsprechend sorgfältig präpariert. In manchen Trainingshosen steckten ganze Kopfkissen, Decken und festeres Dämmmaterial. Auch mussten die Rückseite der Oberschenkel bzw. der Rücken geschützt werden, denn es kam nicht selten vor, dass die Schläger nicht genau das Gesäß trafen. Neben dem Ausstopfen hatte der Angeklagte nur die Möglichkeit möglichst schnell geschickt durch die Gasse zu rennen. Wenn er die Bühne erreicht hatte, durfte nicht mehr geschlagen werden. Ich erinnere mich an einzelne Abende, wo mancher etwa achtmal vor dem Tribunal erscheinen musste.



Ein schönes Bild von 1961. Wir sitzen jetzt vor den Knecht Rupprechten, gut gepolstert. Es konnte jeden Augenblick passieren, dass man nach vorne gerufen wurde. Man sieht deutlich, dass manche vor lauter Polsterung nicht richtig

auf dem Stuhl Platz nehmen konnten. Bei anderen kann man in den Gesichtern deutlich eine gewisse Anspannung, vielleicht sogar Angst erkennen. Ich bin jetzt schon in der dritten Klasse, ziemlich in der Mitte des Bildes blicke ich in die Kamera, war also auch potenzieller Angeklagter. Allerdings war ich einer der Braven, was bedeutete, dass ich nur ein- oder zweimal nach vorne musste bzw. durfte. Wer die meisten Schläge abbekam, hatte so etwas wie einen Heldenstatus, wenigstens an diesem Abend.

Ein Originaldokument eines solchen Nikolausgedichtes habe ich über all die Jahre gerettet. Es ist deshalb besonders, weil es sogar in lateinischer Sprache angefertigt wurde. Es kam, wie hier vor, dass einige zuerst gelobt wurden, dann nach vorne gebeten wurden, wo erst ihre Vergehen aufgedeckt wurden. Sie erhielten auf dem Rückweg die Abreibung.

Es geht in diesem Gedicht um die Sakristane. Das waren ältere Schüler, die Küsterdienste ausübten, also alle Hilfstätigkeiten wie Bereitstellen aller Geräte und Gewänder für die Messe oder Andachten. Sie werden zunächst für ihre tägliche Arbeit in diesem hohen Amt, das ihnen vom Direktor verliehen wurde, gelobt.

S: Accédant ii cónvictóres,  
 Ut accipiánt honóres  
 Qui memóres mún-di váni  
 Vitam águnt sácrístáni.  
 Sautler Hubertus, Gwalti Theodaldus  
 Breker Faustikus

E: Salvéte míhi, fili méi!  
 Múnus ést in dómo déi  
 Vóbis á rectóre dátum.  
 Missae sánctae apparátum  
 Sacerdótum hábitúmque,  
 Id est álba, cingulúmque,  
 Práeparátis diligénter.  
 Et, ut videb, libénter,  
 Missae vinum cústoditis  
 Rémanéntemque bibitis.  
 Séd pergite óbservándo  
 Léges Déumque amándo  
 Déspicite libídines,  
 Vitiá turpitudínes,  
 Vestros óculós cavéte  
 Cúm vidétis, túm siléte  
 Sínite éb vino mánus  
 Tálís vérús sácrístánus  
 Nunc accépto párvó dóno  
 Ábeátis méo thróno.

Dann aber getadelt wegen einer gewissen Scheinheiligkeit, weil sie mit Begierde in Augen und Händen nicht vom Messwein lassen könnten. Alles sei von oben beobachtet worden.

Wenn ich mich richtig erinnere, ist dieses Gedicht für die Nikolausveranstaltung 1965 angefertigt worden, die meine Klasse organisiert hatte.

Direktor Gabriel nahm von Jahr zu Jahr immer stärker auf die oben beschriebene harte Form der Nikolausfeier Einfluss. Bei uns als Veranstalter war der „Schlägertrupp“ der Knecht-Ruprechte bereits abgeschafft. Wir wurden angehalten, kreativere Formen der öffentlichen Bloßstellung der

kleineren oder größeren Vergehen uns auszudenken.

Deshalb planten wir einen mir unvergesslichen Auftritt des Nikolauses: Im Gymnasium waren wir längs mangels Masse (Schülern) mit einer Parallelklasse zusammengelegt worden. Jürgen Thomas aus Schwegenheim, später Verbandsbürgermeister und mit seinem Bruder zusammen weltbekannter Handballschiedsrichter, der auch bei Olympischen Spielen und Weltmeisterschaften gepfiffen hat, war in unsere Klasse gekommen. Er besaß schon einen 500er Fiat mit Schiebedach, mit dem er täglich in die Schule fuhr. Als ein positiver und zu jedem Spaß aufgelegter Mitschüler ist er mir in Erinnerung geblieben. Ihn engagierten wir als Fahrer für den Auftritt des Nikolauses.

Allerdings musste dieses Fahrzeug erst ins Haus gebracht werden. Wir maßen aus, überlegten alle möglichen Varianten: Durch den

Haupteingang ging es nicht, ebenso nicht durch die Tür zum Innenhof. Nach unseren Messungen war es nur über den Seiteneingang zum Pflanzgarten, dann die mindestens 20 Stufen hoch zur Küche, den Flur entlang und so zum Haupteingang in den Speisesaal möglich.

Alles wurde heimlich geplant, denn dieser Nikolauseinzug sollte der Gag des Abends werden. So etwas würde es noch nie gegeben haben.

Kurze Zeit vor dem Beginn des Einzugs des Nikolauses also trugen wir heimlich das Auto mit etwa 15 Mitschülern die Treppen hoch, während alle anderen Schüler schon im Speisesaal versammelt waren. Es passte gerade so durch die Küchentüren. Wir schoben es möglichst leise durch den Flur zum Haupteingang des Speisesaales und bereiteten den Einzug vor. Jürgen Thomas nahm als Fahrer Platz, der Nikolaus passte gerade so mit seinem ganzen Ornat durch das Schiebedach, wo er stehend seinen Auftritt erwartete.

Dann sollte alles wie großes Theater ablaufen: Im Saal wurde der Nikolaus angekündigt. Die beiden Flügeltüren wurden aufgerissen. Thomas startete mächtig Vollgas gebend seinen Fiat, setzte sich in Bewegung, um hineinzufahren. Die kleine Schnauze war schon drinnen, als es nicht mehr weiter ging. Das Gefährt blieb mit den Radkästen im Türrahmen stecken.

Ganz schön peinlich für den Nikolaus und uns als Veranstalter. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit vereinten Kräften das Auto wieder nach draußen zu schieben und den Nikolaus wie in all den Jahren zuvor zu Fuß einmarschieren zu lassen.

Von der Veranstaltung selbst weiß ich nicht mehr viel, mir blieb hauptsächlich der misslungene Auftritt im Gedächtnis, weil ich dabei auch als einer der Rädelführer mit beteiligt war. Außerdem waren die Kratzspuren an den Türrahmen noch lange Zeit zu sehen.

## Prunksitzung am Fastnachtsdienstag

Der zweite Höhepunkt des Jahres war die Prunksitzung am Fastnachtsdienstag. Ich meine an den beiden Faschingstagen, also auch am Rosenmontag, war morgens noch Unterricht. Im Konvikt jedoch wurde die strenge Ordnung an den Nachmittagen sehr gelockert. Am ersten Nachmittag gab es im Filmsaal fast immer einen richtigen großen Spielfilm. Besonders gut kann ich mich an „Zorro“ erinnern, das war meine Welt. Ein andermal gab es den überlangen Film „Quo vadis“. Ihn mochte ich nicht sehr, weil er mir in vielen Szenen viel zu grausam erschien. Als Kind ging es mir schon bei einigen Märchen so. Ich war dafür zu weich besaitet. Am Faschingsdienstag war dann das Ereignis, auf das man sich genauso freute wie auf Nikolaus. Es war immer ein richtig schöner und gut von langer Hand geplanter Abend. Wieder wurde die Bühne im Speisesaal hergerichtet, die Tische in Gruppen zusammengestellt und die normale feste Ordnung aufgehoben.

Wir alle durften uns verkleiden. Manche Mütter hatten sich für ihre Söhne etwas Schönes einfallen lassen. Ich gehörte zu der Gruppe,



die sich aus Mangel an Geld und mütterlicher Fürsorge einfach einen Schlafanzug anzog. Dieses Foto ist bei der ersten

Karnevalsitzung 1960 entstanden, die ich erleben durfte. Wolfgang, auf dem Bild neben mir sitzend

(Reihe am Fenster), hatte etwas mehr Geld. Deshalb konnte er sich einen solchen Federschmuck leisten. Man konnte noch so viel Fantasie haben, aber letztendlich entschied auch hier der Geldbeutel über die Erfüllung der Kinderträume. Gerne wäre ich auch Cowboy oder Indianer gewesen.



Es waren diese kleinen Unterschiede, die ich manchmal als eine Form von Demütigung empfand. Fairerweise muss ich wieder bemerken, dass sich deswegen nie irgendeiner über einen anderen lustig gemacht hatte, so glaube ich mich wenigstens zu erinnern.



Es waren aber von Anfang an diese meine ganz tiefsitzenden persönlichen Empfindungen, worüber ich nie mit irgendjemandem sprach und die ich mir natürlich nicht anmerken ließ. Sie waren aber prägend für mein ganzes Leben.

Dass ich mir von dieser ersten Faschingsveranstaltung so viele Bilder geleistet habe, erklärt sich aus der großen Begeisterung, die dies bei mir ausgelöst hatte. So etwa Tolles hatte ich noch nie erlebt. Viel schöner als Filme schauen. Es waren in erster Linie die Primaner und Oberprimaner, die unglaublich unterschiedliche und witzige Beiträge zeigten.



An diese Szene erinnere ich mich noch erstaunlich gut. Es war eine sehr gelungene Parodie auf Hitler. Früh verspürte ich eine gewisse Neigung zur Satire. Fast alle Namen der älteren Mitschüler habe ich vergessen. Aber Ewald Sonntag nicht.



Auf diesem Bild (1961 oder 1962) waren wir nicht mehr die ganz „Kleinen“. Man saß zwar immer noch klassenweise beisammen, aber die Nachbarn durfte man bei dieser Veranstaltung frei wählen. Ich bin hinten rechts wieder im Schlafanzug zu er-

kennen. Jetzt mit einer Art Pfeife. Man wurde ja älter. Hinter mir Peter Schaller aus Schwanheim und vor mir der Norbert Schütt aus Harthausen, mit denen ich damals etwas freundschaftlicher verbunden war.



Unser Tisch aus anderer Perspektive: Ich vorne rechts, links davon Norbert Schütt, dann der Michael Schlosser, der vier Jahre lang einer meiner direkten Nachbarn im Studier-, Schlaf- und Speisesaal war, weil er der nächste im Alphabet war.

Gegenüber, der größere Junge mit Brille, sollte auch noch eine Rolle spielen. Er war eine Klasse vor mir und nahm mich später als jüngeren Kollegen zur Betreuung des Kaufladens hinzu. Darüber werde ich noch berichten. Neben ihm sitzt „der Rey“ mit einem von seiner Mutter angefertigten Outfit als Werbeträger für REI, damals eines der bekanntesten Waschmittel in Deutschland. War ich neidisch auf ihn? Ich glaube nicht. So durchgestylt wollte ich auch später nicht auf eine Faschingsveranstaltung gehen.



Ein oder zwei Jahre später. Die Kumpels waren noch die gleichen, die Zeit des Schlafanzugs war vorbei. Wir waren schon etwa 14 Jahre alt, orientierten uns an den älteren Jahrgängen und sitzen hier wieder in alphabetischer Reihenfolge an unserem Tisch: Rey, Schaller, Schimpf, Schlosser, Schütt, Strasser.

Ich selbst habe noch in der Obersekunda, der damaligen 7.Klasse, erlebt, dass wir die Fastnachtsfeier organisierten. Leider sind mir davon keine Bilder oder sonstige Unterlagen, wie z.B. die „Bierzeitung“ erhalten geblieben. Ich weiß nur noch, dass wir als Fußball-Elf mit Trikots und den entsprechenden Nummern darauf einen „Elferrat“ bildeten. Ich meine auch, dass ich einer der beiden ganz außen sitzenden Mitwirkenden war, die die auftretenden Büttenredner oder Sänger auf die Bühne holten und sie anschließend wieder auf ihren Platz begleiteten. Es ist mir auch deshalb noch in Erinnerung, weil ich so die Gelegenheit nutzen konnte, um einem Küchenmädchen im Vorbeilaufen eine Handvoll Konfetti überzuwerfen. Dieses junge Mädchen wird noch eine nicht unwichtige Geschichte am Ende meiner Zeit im Konvikt spielen.

### **Der Besuchstag**

Als mittelmäßiger Schüler rechnete man immer nur von Ferien zu Ferien. Letztere vergingen immer viel zu schnell, während die dazwischen liegenden Phasen der Schul-Zeiten sich teilweise unerträglich lange hinstreckten. Ein Lichtblick waren im Internat die so genannten Besuchssonntage, die ich, wie alle anderen auch, immer freudig erwartete. Im Schnitt war alle 4 Wochen ein Sonntag-nachmittag eingeplant, an dem uns die Eltern besuchen konnten.

Ich kann mir heute gut vorstellen, dass bei uns zu Hause lange diskutiert wurde, wer von beiden Elternteilen am Sonntag mit dem Albert Kretz und seiner Frau Ida wieder mitfahren sollte. Zusammen kamen sie nie nach Speyer. Nicht nur, weil im VW-Käfer nicht genügend Platz war. Fast immer machte sich schließlich mein Vater auf, obwohl er doch eigentlich für die Kindererziehung nicht zuständig war. Mutter drückte sich etwas vor solchen Auftritten. Was sollten wir auch die zwei bis drei Stunden miteinander reden.

Mir selbst war es auch lieber, wenn Vater kam, weil ich von Anfang an merkte, dass Mutter sich eigenartig gehemmt in dieser Umgebung vorkam. Dieses Gefühl war beidseitig. Möglicherweise hatte es sogar den gleichen Ursprung: Sie fühlte sich zu dick, und ich schämte mich deswegen auch ein bisschen. Zu Hause war dies für uns kein Problem. Aber hier in der fremden Umgebung fühlte Mutter sich nicht wohl. Wahrscheinlich hatte sie auch keine passende Kleidung.

Vater, der stets in schwierigen Situationen einspringen musste, obwohl auch er ein sehr zurückhaltender einfacher Mensch war, nahm dann diese Aufgabe wie selbstverständlich an. Ich wunderte mich manchmal, welche Kraft er entwickeln konnte, wenn er gefordert wurde. Außerdem hatten wir es miteinander deshalb leichter, weil wir uns – und das sollte bis zu seinem Tode so bleiben – wortlos verstanden. Heute geht es noch so weit, dass ich ihn in meinen eigenen Körperbewegungen manchmal nachfühle.

Man musste also, wenn er kam, nicht permanent etwas sprechen. Außerdem nahm er eine meiner Schwestern mit, so dass wir nicht allein die zwei bis drei Stunden miteinander verbringen mussten.

Nach dem Mittagessen am Besuchssonntag brach eine Invasion von Menschen im Internat ein. Mit wenigen Ausnahmen bekam jeder Besuch, manche von der ganzen Familie und der Oma noch dazu. Ohne die Mitnahme durch den Kretze Albert wäre es für meine Angehörigen schwierig geworden, am Sonntag überhaupt nach Speyer zu gelangen, so wie es einigen anderen erging. Macher von uns bekam deshalb keinen Besuch. Sie taten mir immer leid,

wenn sie so verlassen und traurig schon beim Mittagessen herum-saßen, während wir anderen in froher Erwartung waren.

Man nutzte diese Gelegenheit, mir wieder frische Wäsche mitzubringen, auch Bettwäsche, natürlich auch etwas zum Essen, Marmelade und Dosenwurst, Hausmacher, die wir selbst herstellten. Die im Kleidersack gesammelte schmutzige Wäsche wurde mit nach Hause genommen. Auch wurde mein immer knappes Taschengeld mit 10 oder 20 DM etwas aufgefrischt, was für mich immer sehr erfreulich war, obwohl ich es nie zu hundert Prozent genießen konnte. Manchmal war es mir peinlich, weil ich nicht vergessen konnte, wie schwer es für meine Eltern war, die Kosten für meinen Aufenthalt hier aufzubringen. Ein bisschen schlechtes Gewissen war also immer dabei.

Was sollte man mit dem Nachmittag jetzt anfangen? Der Direktor und die Präfekten standen natürlich für Nachfragen der Eltern zur Verfügung. Ich glaube, meine Eltern haben diese Gelegenheit nie wahrgenommen. Natürlich waren auch manche von der Internatsleitung gebeten worden, bei ihnen vorzusprechen. Denn man darf nicht glauben, dass alles „Heile Welt“ hier war. Mancher wurde abgemahnt. Immer wieder „trat“ auch einer aus oder wurde bei extremen Verstößen gegen die Hausordnung gefeuert. Die wirklichen Gründe dafür erfuhr man selten. Oft waren es die mangelhaften schulischen Leistungen, manchmal auch in den Anfangsjahren Heimweh. Von all diesem blieb ich in den ersten Jahren verschont. Ich war ein äußerst anpassungsfähiger Zeitgenosse.

Mein Besuch wollte mir etwas Gutes tun. Also gingen wir, wie viele andere auch, immer möglichst schnell in eine nahe gelegene Wirtschaft. Dass wir gerade erst gegessen hatten, spielte keine Rolle. Meist taten wir dies zusammen mit Wolfgang und seinen Eltern. Allerdings wollten diese oft zuerst noch Erkundigungen über ihren Sohn einholen, was eigentlich unnötig war. Er war für mich ein Musterschüler, ein nie erreichtes Vorbild. Vor allem hielt er, wie schon erwähnt, sein Pult und seinen Schrank pikobello in Ordnung. Schulische Probleme hatte er auch nie.

Für mich wurde dann in der Regel ein großes Schnitzel mit Pommes Frites bestellt, was in der damaligen Zeit der größte vorstellbare kulinarische Genuss war. In diesen Jahren eröffnete auch der „Wiener Wald“ eine Filiale in Speyer. Dann gab es noch eine gute Alternative: Hähnchen mit Pommes. Meine Eltern aßen nichts, meine kleine Schwester Adelheid bekam von mir etwas ab, während Hildegard schon einen ganzen Teller Pommes bekam. Gut, dass ich Tagebuch geschrieben habe. Es gab offensichtlich noch eine Steigerung der elterlichen Liebesbezeugungen. Bei uns ging die Liebe wirklich sprichwörtlich „durch den Magen“:

*3.1.1964: „Der schöne Sonntag ist vorbei. Ich hatte gestern Besuch von Vater und Adelheid. Es war wirklich schön. Wir liefen zunächst ein bisschen in der Stadt herum und gingen dann in eine Wirtschaft. Vorher war es nun klar, dass ich weitermachen werde. Ich selbst wollte überhaupt noch nicht aufgeben, da ich ja selbst weiß, dass dann alles verloren ist. Ich aß in der Wirtschaft ein großes Schnitzel mit Pommes Frites. Auch Adelheid bekam einige Pommes-frites-Stückchen ab. Danach gingen wir in den Wienerwald und Erich und ich aßen ein halbes Hähnchen. Adelheid bekam ein bisschen davon. Sie war heute ganz gut aufgelegt.“*

Anmerkungen: Erich, ein Cousin von mir, war drei Jahre jünger und nun auch im Konvikt. Ich deute hier meine schulischen Probleme an, die ich in diesem Jahr hatte. Zweifel gab es, ob ich das Klassenziel erreichen würde. Ich überlegte ernsthaft, ob ich nicht auch das Handtuch werfen sollte, wie Hermann Hetzler es gerade getan hatte. Später erfuhr ich, dass er den elterlichen Bauernhof übernehmen sollte (musste)? Davor war schon ein Briefwechsel mit meinen Eltern vorausgegangen, in dem dieses Problem von mir angesprochen worden war. Das Thema Schule wird noch ein Extra-Kapitel einnehmen.

Die beschriebene „Essorgie“ war etwas übertrieben. Man wollte mir schlicht und einfach eine Freude machen. Weder Vater noch Mutter konnten dies mit Worten. Ihre Zuneigung und vor allem ihre Erleichterung über meinen Willen weiterzumachen, drückten sie auf diese Weise aus. Ich war damals noch ein dürres Kerlchen und

lehnte das Angebot nicht ab. Was sollte man auch die ganze Zeit machen?

Der Besuchstag endete zwischen drei und vier Uhr am Nachmittag. In den ersten Jahren war ich anschließend immer etwas leer und ein bisschen melancholisch zurückgeblieben. Aber schnell holte mich der Alltag mit seinem dicht gedrängten Programm wieder ein.

## Religiöse Höhepunkte

### Adventszeit

Ich möchte nicht nur die rein unterhaltenden und lustigen Erlebnisse als Höhepunkte meiner Konviktszeit bezeichnen. Genau so gerne denke ich beispielsweise an die Adventszeit zurück, die in besonders würdevoller Form begangen wurde.

Am Samstag vor dem ersten Adventssonntag begann im Haus um 18.45 Uhr die alte Tradition der Stille und Besinnung als Vorbereitung auf Weihnachten. Jeder durfte sich an seinem Pult im Studiensaal eine Kerze anstecken. Dann wurden alle Lichter ausgemacht und wir waren angehalten in der Bibel oder in anderen geistlichen Büchern zu lesen. Man würde heute sagen, dass über spirituelle Texte meditiert werden sollte. Es entstand immer aufs Neue eine geheimnisvolle Atmosphäre, der man sich nicht entziehen konnte. Dann klingelte es zum Abendessen und man versammelte sich im ebenfalls verdunkelten Speisesaal. Die erste Kerze am Adventskranz wurde angezündet und ein Adventslied gesungen. Ich mochte diese feierliche Stimmung sehr.

Jeden Abend gab es nun diese „geistlichen fünfzehn Minuten“. Ich möchte nicht verschweigen, dass wir natürlich nicht immer lammfromm waren. Zu verlockend war es, wenn die kindliche Experimentierfreude wieder mal durchbrach und die Zeit lange wurde, alles Mögliche auszuprobieren und das Abbrennen der Kerze abwechslungsreicher zu gestalten. Eigentlich war das Herummanipulieren an der Kerze untersagt. Wenn es mal irgendwo zischte, weil jemand etwas in die Flamme geworfen hatte, griffen die „Aufpasser“ natürlich sofort ein. Man durfte sich halt nicht erwischen lassen. Und unter manchem versonnen-frommen Blick wurde schon mal ein Gegenstand in das flüssige Wachs gedrückt, damit es den Kerzenständer herunterlaufen konnte, womit man dann kleine Figuren oder Kügelchen knetete.



Besonders freute ich mich auch auf die Weihnachtsfeier an einem der letzten Tage vor den Ferien. Es wurden Weihnachtsbäume aufgestellt mit der Krippe davor (siehe Bild) und einige Weihnachtslieder gesungen. Ich fühlte nie eine größere Verbundenheit unter uns allen als in den Wochen des Advents.



Die eigentliche Weihnachtsfeier wurde sehr festlich begangen. Man zog seine Sonntagskleider an. Auf dem Bild sieht man vor jedem von uns einen Teller mit Weihnachtsgebäck von Mutter und in der Mitte zwei Flaschen Apfelsaft, die, wie bereits beschrieben, Zeichen eines besonders „hohen Festes“ waren.

### **Rosenkranz im Oktober**

Die Tage wurden kürzer und die ernste Zeit des Jahres begann mit dem Beten des Rosenkranzes im Oktober. Dafür kürzte man die sowieso schon kurze Freizeit nach dem Abendessen um eine Viertelstunde. Das Licht in Haus und Hof wurde bis auf die Notbeleuchtung gedämmt und es begann sich eine eigenartige, fast gespenstige Stimmung auszubreiten. Auf allen Fluren im Haus und im Hof bewegten sich in angemessen ruhigen Schritten dunkle Gestalten. Die etwas Frommeren saßen in der Kapelle oder am Pult. Ich allerdings war froh, mich bewegen zu können. So zog ich wie viele andere meine Kreise im ganzen Haus, meist im Innenhof an der Kegelbahn entlang, am Barren und am Reck vorbei. Manchmal

kreiste ich auch so lange um die Turngeräte, bis ich sicher war, dass mich niemand sah, um dann mal schnell zwischendurch einen Felgaufzug oder eine andere kurze Übung zu machen. Mein Bewegungsdrang war manchmal stärker als mein religiöser Eifer.

Dennoch mochte ich vom Gefühl her diese fünfzehn erbaulichen Minuten im Herbst.

### **Die Priesterweihe**

Ein weiterer Höhepunkt im Jahr war die Priesterweihe im Dom zu Speyer schon deswegen, weil es wieder mal Apfelsaft zum Mittagessen gab. Natürlich mussten wir zuvor an dieser sehr langen Feier im Dom am Sonntagvormittag teilnehmen. Es war immer der längste Gottesdienst überhaupt, besonders in den ersten Jahren, als noch relativ viele Diakone zu Priestern geweiht wurden.

Die Totalrenovierung des Domes hatte einige Jahre gedauert. Man hatte ihn gegen manche Einwände von seinem bunten Innenputz befreit. Ich erinnere mich gut an die Einweihungspredigt vom damaligen Bischof Isidor Emanuel, der einige Male voller Begeisterung die Worte wiederholte „der Dom, dieses mächtige Bauwerk“, was unter uns noch später beim Mittagessen zitiert wurde. Wir machten uns ein bisschen lustig über die sehr pathetisch vorgebrachten Worte. Die unerhörte Wucht und Größe dieser Kathedrale fühlte ich als Dreizehnjähriger nicht wirklich. Dies hat sich später total umgekehrt. Immer wenn ich in Speyer bin, besuche ich natürlich den Dom. Ich habe mir sogar für eine Spende einen Stein auf meinen Namen „gekauft“. Die Nummer 808 im Feld C gehört mir!



Schaidter Buben am und im Domnappf  
zu Speyer im Jahre 1961 (900 Jahre Dom)  
V.l.n.r. Wolfgang Kretz, Heinz Rinck,  
Alois Albrecht, Hubert Rinck u. Robert Schimpf

Im Zusammenhang mit der Wiedereröffnung des Domes und der 900 Jahrfeier im Jahre 1961 wurde auf der Rückseite des Feuerreiters, einer katholischen Illustrierten, das folgende Bild veröffentlicht. Mutter hatte es einrahmen lassen und zuerst in der Wohnküche und später im Treppenaufgang zum Haus aufgehängt. Es hing dort bis zur Haushaltsauflösung nach ihrem Tode.

Alois, der Pater werden wollte und Heinz, Freund und Klassenkamerad aus meiner Volksschulklasse, hatten uns zu dieser Zeit in Speyer besucht. Auf dem Weg zum Dom sprach uns ein Mann, einige Kameras um den Hals hängend, an, ob er uns fotografieren dürfe. Diese Szene ist also gestellt. Wir hätten uns damals gar nicht getraut, auf diesem Kulturdenkmal herumzuturnen.

(Das gerahmte Bild und die Beschriftung werden im Dorfarchiv meines Heimatortes Schaidt aufbewahrt).

Die Priesterweihen hatten in den beiden Jahren zuvor in der Josephs-Kirche stattgefunden. Nach der Einweihung des Domes ging man wieder in die Bischofskirche zurück. Die Arbeiten waren jedoch längst nicht alle beendet.

Bei der Feier 1961 wurden für uns Konviktooren die alten Kirchenbänke in einer Art Halbkreis längs den Wänden der Apsis aufgestellt. Die Feier zog sich für mich wie immer viel zu lange hin. So

setzten wir uns zwischendurch auf die eigentlichen Kniebänkchen und schauten die riesigen bloßgelegten Sandsteine der Wände an. Wie gesagt, hinter den Kulissen gab es noch einige Baustellen. Vor uns auf dem Boden entlang der Wand lagen noch einige weiße Stromkabel. Besonders eines hatte das Interesse von mir und meinem Nachbarn geweckt, weil es gerade vor unserer Nase endete. Man hatte es einfach abgeschnitten und liegen lassen. Während der sehr langen Predigt überlegten wir nun, ob da wohl noch Strom drauf sei. Gott sei Dank war ich ein Junge, der zwar nicht ruhig sitzen konnte und manchmal auch leichtsinnig war, aber dennoch auch immer etwas ängstlich und vorsichtig war.

An diesem Tag hatte ich einen Schutzengel, was ja naheliegend war. Die Kabel waren notdürftig mit Nägeln genau im Knick zwischen Wand und Boden provisorisch befestigt. Und nach wiederholter Diskussion mit meinem Nachbarn, „soll ich oder soll ich nicht?“, war es dann so weit. Ich nahm das Kabel in die Hand und führte das Ende vorsichtig an einen im Boden steckenden Nagel. Es zischte kurz und im selben Augenblick fielen auch schon eine ganze Reihe der Lampen in der Apsis aus. Starr vor Schreck konnten wir uns zunächst nicht mehr bewegen. Wir zogen nur die Köpfe ein und warteten bangen Herzens ab, was passieren würde. Nach einiger Zeit, alles ging den gewohnten Gang weiter, tauchten wir ganz langsam, einer nach dem anderen, eine besonders andächtige und scheinheilige Haltung einnehmend, wieder auf. Es war zwar im Chor deutlich dunkler geworden, aber keiner hatte eine Ahnung von der Ursache des Kurzschlusses. Mein Herzklopfen konnte ich dennoch nicht auf Knopfdruck abstellen. Noch vielen Wochen und Monate danach fiel mir manchmal siedend heiß ein, was alles hätte passieren können, wenn ich das Kabelende mit den Fingern berührt hätte.

## Warten auf den Stimmbruch

Dass fast jeder im Chor singen musste, habe ich schon erwähnt. Auch dass wir in den Anfangsjahren vor allem einige klassische Werke aufführten, war schon eine großartige Leistung. Dennoch war man froh, wenn es vorbei war. Meine sehr lange Wartezeit auf den Stimmbruch muss ich noch beschreiben.

Als mit 13 oder 14 die ersten in den Stimmbruch kamen und aus dem Chor aussortiert wurden, wechselte ich vom Sopran in den Alt in der Erwartung, doch endlich auch vom Singen erlöst zu werden. Aber der Stimmbruch kam und kam nicht! Jeder war stolz, endlich „erwachsen“ zu werden. Das Wort Pubertät sprach man damals nicht so offen und selbstverständlich aus wie heute. Und diese ließ bei mir auf sich warten. Als typischer Spätentwickler litt ich unter meinem kindlichen Erscheinungsbild, während ich im Kopf eigentlich genau so weit war wie die anderen, nahm mich das andere Geschlecht nicht wie einen normalen Sechzehnjährigen wahr. Ob daraus ein Trauma entstand, d.h. eine latente Schüchternheit gegenüber den Mädchen und später Frauen, kann man bloß vermuten.

Immer wieder suchte ich den Absprung von der Knabenstimme im Chor. Es gelang mir aber erst beim zweiten Versuch. Als ich nämlich, ich denke ich war deutlich 15 Jahre alt, wieder mal richtig heiser und erkältet war, ging ich zum „Giebel“ und führte ihm vor, dass ich doch wohl jetzt auch Stimmbruch hätte, es also Zeit wäre, mich vom Alt-Singen zu befreien. Es gelang tatsächlich, wobei ich mir bis heute nicht sicher bin, ob er tatsächlich von meinem erhofften Stimmbruch überzeugt war. Möglicherweise wollte er mich auch nur davon erlösen, dass ich als ältester noch Knabenstimme singen musste. Ich hatte einen wichtigen Schritt ins Erwachsenenalter geschafft.

Mit 17 Jahren allerdings musste ich erst wieder zurück, „in den Tenor“ und nach einiger Zeit kam ich „in den Bass“, was meinem Selbstbewusstsein dann doch guttat.

## **Ämter**

Eine so große Gemeinschaft funktioniert nur, wenn alles gut durchorganisiert ist. Man passte sich im Prinzip wohl den Klosterschulen an, die ja jahrhundertelange Erfahrungen mit der Erziehung des geistlichen Nachwuchses hatten.

Neben dem klar strukturierten Tag mit seinen festen Regeln, die für alle galten, wurde fast jeder einzelne von uns mit speziellen altersgemäßen Aufgaben zusätzlich beauftragt, so dass er sich als ein nicht unwichtiges Rädchen im ganzen System begreifen konnte. Ich war bestimmt ein aufgewecktes Kerlchen, habe mich aber nie lautstark und selbstbewusst um ein Amt beworben. Es muss auch gesagt werden, dass man sich dies auch gar nicht aussuchen konnte, weil der Direktor und die Präfekten es meist absolut ohne Mitsprache entschieden.

Ausnahme war, wenn ich mich richtig erinnere, die Wahl des Klassensprechers. Da durften wir Vorschläge machen. Bei Ämtern, die von einem Jahrgang in den anderen vererbt wurden, wie z.B. der „Kaufladen“, durfte der ältere Schüler sich einen Kompagnon aussuchen. Es gab Ämter, die alle einmal in ihrer Zeit machen mussten, wie beispielsweise wochenweise Vorbeter und Vorleser beim Mittag- und Abendessen im Speisesaal in der 7. Klasse. Dass gerade ich einige recht wichtige Ämter ausüben durfte, die nicht jeder bekam, dass mir dieses große Vertrauen geschenkt wurde, wird mir erst heute richtig bewusst. Meine Stärke war wohl absolut die Zuverlässigkeit. Wenn ich etwas versprach, versuchte ich es auch ordentlich zu machen.

## **Ball-Wart**

Bereits in der 2. Klasse übertrug man mir die Schlüsselgewalt für unseren Ballschrank, der sich neben den Klavierzimmern im Keller befand. Hier lagerten einige wenige Fußbälle aus Leder, die in der damaligen Zeit noch sehr kostbar waren und ihrem Namen alle Ehre machten. Sie waren aus echtem Leder. Nach dem Benutzen wurden sie von mir gesäubert, dann getrocknet und schließlich mit

Lederfett eingerieben. Ich bin zwar nie ein besonders ordentlicher Mensch gewesen, aber meine Ämter nahm ich richtig ernst und war mit Begeisterung dabei. Wie erwähnt, durfte auf dem Internatsgelände überhaupt kein Fußball gespielt werden. Wenn allerdings am Nachmittag einige Klassen zum Fußballplatz im Priesterseminar losmarschierten, mussten sie sich bei mir einen Ball abholen und ihn natürlich anschließend wieder zurückgeben. In so jungen Jahren gab es wenige derartige Aufgabenbereiche. Entsprechend stolz war ich, dass ich dafür ausgesucht wurde. Ich denke heute, dass man so frühzeitig meine sportliche und besonders fußballerische Begabung und Leidenschaft erkannt und wenigstens auf diese Weise gefördert hat. Die Verantwortlichen für die Ämterverteilung dachten sich doch wohl mehr dabei, als ich damals ahnte. Zwei Jahre lang sollte ich dieses Amt ausüben dürfen.

### **Kaufladen**

Ein nicht weniger verantwortungsvolles Amt war der „Kaufladen“, wie dieses kurz und bündig im Internatsjargon hieß. In einem verglasten Raum am Eingang zu den Klavierräumen im zweiten Stock gab es an einer Wandfront einige Einbauschränke, in denen alle Gebrauchsartikel für die Schule deponiert waren. Jeden Abend nach dem Abendessen wurden die Schränke geöffnet, und wer Bleistifte, Hefte oder ähnliches benötigte, konnte diese dort kaufen.

Der Kaufladen wurde größtenteils in Eigenregie der beiden Verwalter betrieben, wobei selbstverständlich genau zu dem Preis verkauft wurde, wie auch eingekauft worden war. Dafür ging einer von uns Kaufladenbetreibern einmal pro Woche zum Einkauf auf Vorrat zur Frau Eichenlaub, die einige hundert Meter entfernt ihr Schreibartikelgeschäft betrieb. Die Oberaufsicht und Kontrolle lagen bei einem der Präfekten.

Die Verwaltung war so geregelt, dass ein Schüler aus der 5. Klasse und einer aus der 4. Klasse dies zusammen organisierten. Jedes Jahr schied der ältere Verkäufer aus und der nachrückende durfte sich selbst einen aus der vierten Klasse auswählen, was dann in der Regel vom Direktor abgesegnet wurde.

Anscheinend erfüllte ich zwei Bedingungen, dass ich den Job bekam: Erstens muss ich einigermaßen beliebt gewesen sein, dass mich der „Rautenberg“, der ältere Schüler also, auswählte. Außerdem war von Internatsleitungsseite das nötige Vertrauen vorhanden. Denn ich denke schon, dass man von dieser Seite notfalls Einfluss genommen hätte.



Dieses Bild aus dem Jahr 1959 (1. Klasse) zeigt in der ersten Reihe: Wolfgang Kretz, daneben ich. Und der große Junge in der gleichen Reihe ziemlich rechts mit dem Blick in die Kamera ist der „Rautenberg“, von dem ich ausgesucht wurde. Den Vornamen weiß ich nicht mehr. Es war durchaus üblich, sich auch nur mit dem Familiennamen anzusprechen. Der Kaufladen war in der Hand der nicht gerade „frömmsten“ Internatsschüler, im Gegensatz zu den Sakristanen beispielsweise, die schon als die sichersten Priesterkandidaten gehandelt wurden.



Als ich dann in die 5. Klasse versetzt wurde, durfte ich mir einen Kollegen aus der vierten Klasse suchen. Ich entschied mich für einen sportlichen und beliebten Mitschüler, den Markus Schächter aus Hauenstein. Er war im Unterschied zu mir auch noch

der Klassenprimus, wenn ich mich richtig erinnere. Jedenfalls hat er später eine richtig große Karriere gemacht. Nicht als Pfarrer aber als Intendant des ZDF. Foto: Unsere Internatsmannschaft. Der dritte von rechts, neben mir ist der Markus Schächter.

## Bibliothekar

In den beiden nächsten Klassen sollte ich ein weiteres attraktives Amt zugeteilt bekommen. Ich überlege mir, warum und wieso und muss gestehen, dass ich nicht dahinterkomme. Vielleicht hat mich



auch ein Schüler aus der vorhergehenden Klasse vorgeschlagen. Denn gerne und viel las ich nicht. Darin wären einige andere eher prädestiniert gewesen. Aber auch dieses Amt machte mir sehr viel Freude, Hauptsache es hatte nicht mit schulischem Lernen zu tun.

Geblieben ist mir bis heute eine gewisse haptische Begeisterung für total neue Bücher. Viele sind äußerlich schon kleine Kunstwerke. Und ein neues Buch aufschlagen und darin zu lesen ist ein auserlesenes Gefühl.

Wir waren in erster Linie für den geordneten Ausleihbetrieb zuständig. Im Bibliotheksraum standen in sehr alten Schränken viele uralte Bücher. Fast alle Klassiker, Unterhaltungsbücher und Bild-



bände auch aus neuerer Zeit, viel religiöse Literatur, alle bekannten Jugendromane wie Lederstrumpf oder die Bücher von Mark Twain. Es wurde streng darauf geachtet, dass nichts angeschafft wurde, was dem Ziel des Hauses nicht gedient hätte.

Es muss 1964 gewesen sein, in den Wochen vor den Herbstferien, dass in der Bibliothek eine Art Kulturrevolution ausbrach. Die Leitung des Konvikts hatte beschlossen, dass der neue Spiritual die ganze Bibliothek durchforsten sollte, ebenfalls ein erstes Anzeichen der Anpassung an den Lauf der Zeit. Ich erinnere mich auch, dass, aus welchem Grund auch immer, plötzlich eine Menge Geld für neue Bücher zur Verfügung stand.

Für mich allerdings war es dann dennoch ein kleiner Schock, wie der schon ältere Pater Güldenbergs zusammen mit uns Handlangern begann, die alten Bücher auszusortieren. Er schmiss sie regelweise auf einige große Haufen und anschließend wurden sie entsorgt. Viele alte, meiner Meinung nach wertvolle Bücher aus dem vorigen Jahrhundert, fielen dem Kahlschlag zum Opfer.

Ich stand dabei und verstand eigentlich wenig von dieser unglaublichen Aktion. Einige wenige konnte ich noch retten, die ich bis heute aufbewahrt habe und immer noch nicht wegwerfen kann. Generationen von Konvikto- ren, darunter viele Priester und einige



Bischöfe hatten darin möglicherweise gelesen. Dieser „Kulturrevolution“ fielen auch viele große Kreuzfixe zum Opfer, die auch über viele Jahrzehnte, in den Sälen aufgehängt waren. Jeder durfte, wenn er wollte, sich davon nehmen, wieviel er wollte. Eines nahm ich auch mit.

Gleichzeitig wurden vor den Herbstferien eine riesige Menge neuer Bücher angeschafft. Diese mussten neu registriert und auch mit durchsichtiger Folie eingebunden werden. Die Arbeit wäre wäh-

rend der normalen Schulzeit nicht zu schaffen gewesen. Deshalb wurden einige Freiwillige gesucht, die sich für diese Arbeit am Ende der Herbstferien zur Verfügung stellten. Da war ich sofort dabei. Es waren einige der schönsten Tage im Internat, ohne Schuldruck hier zu wohnen und den ganzen Tag Bücher einzubinden. Arbeiten fiel mir immer leicht, wenn es nicht Lernen war.

## **Schlafsaalpräfekt**

Aus meinem Tagebuch vom 29. April 1964 (Ich war gerade 16 Jahre alt geworden und ein neues Schuljahr hatte begonnen): *„Den Kaufladen gab ich ab. Dafür erhielt ich die Bibliothek. Auch wurde ich Schlafsaal- und Spaziergangpräfekt. Also genug Ämter. Ich bin jetzt bei den Erstklässern im Schlafsaal.“*

Über das Spazierengehen am Sonntag habe ich schon berichtet. Die Begleitung einer Gruppe von Unterstufenschülern als Spaziergangpräfekt passte mir nicht gerade ins Konzept, weil wir Älteren doch schon ganz andere Interessen am Sonntagnachmittag hatten. Beispielsweise sich in ein Kaffee zu setzen, was, wenn ich mich richtig erinnere, ab diesem Zeitpunkt auch schon als weitere Neuerung in Kleingruppen erlaubt war.

Dass man mich zum Schlafsaalpräfekten in dem Schlafsaal machte, den ich als Erstklässler schon bewohnt hatte, sollte die Konviktsleitung möglicherweise noch bedauern. Aber das ist eine andere Geschichte.

Das Amt selbst war auch deshalb unattraktiv, weil man die Kleinen nach dem Nachtgebet um 20 Uhr bereits ins Bett begleiten musste. Allerdings durfte man, wenn sie gewaschen, die Zähne geputzt und endlich im Bett lagen, nochmals zum Lernen in den Studiersaal gehen. Zuvor wurde das Licht von mir ausgemacht, und es war verboten, es danach nochmals anzuknippen. Außerdem wurde ein Aufpasser bestellt, der eventuelle Ruhestörer melden musste. Zudem machte einer der richtigen Präfekten oder der Direktor fast jeden Abend etwas später noch einen Rundgang. Das Haus war auch trotz der Größe ziemlich hellhörig. Und die Präfekten wohnten mittendrin.

## **Vorleser und Vorbeter im Speisesaal**

In meinem letzten Jahr (7. Klasse) wurde ich auch noch im Speisesaal Vorbeter und Vorleser. An die Reihe kam jeder aus unserer Klasse. Ich war recht aufgeregt, weil Lesen ebenso wenig meine Stärke war wie sonstiges Auftreten in der Öffentlichkeit. Von

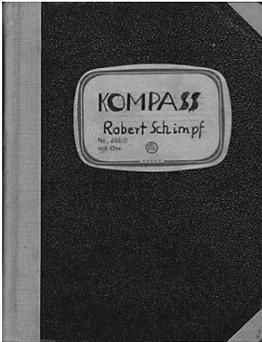
Samstag bis Samstag musste man Tischgebete aussuchen und diese dann vor und nach den beiden Hauptmahlzeiten, nachdem sich alle an den Esstischen versammelt hatten, vorlesen.

Bei Essensbeginn bestieg man das etwas erhöht stehende Lesepult und las in ein Mikrofon sprechend aus einem Buch, das von der Internatsleitung ausgesucht worden war. Es waren meist Jugendbücher über Sachthemen oder auch Abenteuer. Es erstaunte mich schon, dass ich das Vorlesen doch einigermaßen hinbekam. Ich bin leider immer ein Mensch gewesen, dem die kleineren und größeren Fehler mehr in Erinnerung geblieben sind als das, was ich gut gemacht hatte. So weiß ich noch, dass das schwierige Wort „elektrifiziert“ einmal überhaupt nicht flüssig über meine Lippen gehen wollte. Ich hörte, wie das Geklapper der Bestecke immer leiser wurde, fühlte plötzlich alle Blicke auf mich gerichtet, bis ich endlich diese Hürde genommen hatte.

## ND - Bund Neudeutschland

### Allgemeines

Was sich für nicht Insider heute wie eine rechte Organisation anhört, war natürlich ziemlich genau das Gegenteil. Im Bund der Deutschen Katholischen Jugend schlossen sich ähnlich wie die Pfadfinder einige religiös geprägte Jugendorganisationen zusammen. Der Bund Neudeutschland wurde nach den Erfahrungen des 1. Weltkrieges speziell für die studierende Jugend neben anderen gegründet, im dritten Reich verboten und nach dem 2. Weltkrieg in den BDKJ (Bund Deutscher Katholischer Jugend) wieder aufgenommen.



Ziel war es, wie ich es in meinem „Kompass“ graphisch dargestellt habe, „die neue Lebensgestaltung ist Christus“. Der Kompass ist ein handschriftlich selbsterstelltes, kleinformatiges Notizbuch von fast 300 Seiten. Jeder, der „Knappe“ werden wollte, musste so einen Leitfaden erstellen. Im ersten Teil setzte man sich mit den Zielen und der Geschichte der ND auseinander. Den Rest durfte man sehr frei gestalten mit vielen praktischen Tipps, die aus dem Leben der Pfadfinder bekannt sein dürften: Spiele, Gitarrengriffe, Pflanzen, Tiere, Fährten, Knoten, Baustile, Erste Hilfe.



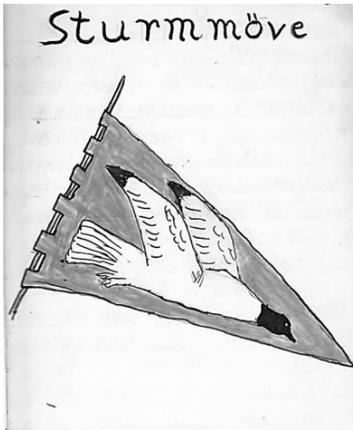
Auf der ersten Seite habe ich versucht, das Motto der ND zu gestalten. Die nächsten Seiten handeln von den Zielen, von Werten wie dem Willen zur Gemeinschaft, zur Tat und dem Sinn für Natürlichkeit.

Bei uns im Internat hatte man die Möglichkeit, sich auch der „Konkurrenz“ anzuschließen, also der „Marianischen Kongregation“, kurz MC genannt. Am Ende der 2. Klasse musste man sich entscheiden. Letztere kam für uns vermeintlich Fortschrittlichere und

dem äußeren Leben Aufgeschlossener nicht in Frage. Marianische Kongregation klang schon viel zu fromm. Es schlossen sich ihr eher die an, die sowieso schon klar als Priesterkandidaten gehandelt wurden. Sie beteten mehr, lasen auch öfter in Büchern, so glaubten wir wenigstens, während wir anderen doch mehr eine Art Pfadfinder mit mehr weltlichen Interessen waren. Dies ist mir jedenfalls bis heute so im Gedächtnis geblieben. Ob es in der Praxis wirklich so große Unterschiede gab, weiß ich nicht, denn man kümmerte sich kaum um die andere Vereinigung.

Anfang der dritten Klasse wurde ich also in die ND aufgenommen. Im „Kompass“ las ich, dass ich am 11.2.1962 das Wölflings-Versprechen abgelegt habe. Das hätte ich alles vergessen, vor Allem, dass die erste Stufe der Mitgliedschaft der „Wölfling“ war.

Die ND war aufgeteilt in Fähnlein, d.h. man fasste etwa 10 Personen aus einer oder zwei Klassen unter der Leitung eines älteren Fähnlein-Führers zusammen. Dieser setzte dann einmal die Woche eine Gruppenstunde an. Hier lernte man eine Menge Fahrtenlieder aus der „Mundorgel“, besprach einige Themen, auch politische oder gesellschaftliche, also nicht nur religiöse und freute sich über kleinere Spiele im Sitzkreis. Dabei entstand auch bei mir die Lust, Gitarre spielen zu wollen, weil man damit auf einfache Art die Lieder begleiten konnte. Die Griffe lernte ich privat, und trotz nicht gerade übermäßiger musikalischer Begabung konnte ich viele Lieder begleiten, vor allem wenn die Griffe angegeben waren. Eine Folge davon ist, dass ich bis heute noch an Heilig Abend die Lieder begleiten darf bzw. muss. Mutter beauftragte damals ihren Cousin, den Becker Paul, mit mir in Karlsruhe eine Gitarre zu kaufen. Diese Gitarre stand all die Jahre dann in einer Ecke des Studiersaales, wo ich später mal zwischendurch „in der Freizeit“ ein paar Lieder spielte, bis dies eines Tages auch verboten wurde.



Ich freute mich immer auf die Gruppenstunde außer, wenn ich zu einem Thema einen kleinen Vortag halten sollte. Da hatte ich Hemmungen.

Unserem Fähnlein gaben wir nach einiger Überlegung den Namen „Sturmmöve“. Es wurde ein Wimpel entworfen und dann – ich glaube von einer Mutter - geschneidert, der bei verschiedenen Anlässen wie Zeltlager oder den großen Fahrten im Sommer mitgeführt wurde.

Das Bild unseres Fähnleins (links) habe ich auch in meinen „Kompass“ gezeichnet. Wenn ich mich richtig erinnere, musste dieses Büchlein erstellt werden, um die zweite Stufe in der Gruppenhierarchie erreichen zu können: Man wurde dann nach einiger Zeit „Knappe“.

In späteren Jahren, mit sechzehn Jahren etwa, konnte man dann die letzte Stufe erreichen. Dazu musste zuerst eine mehrseitige Arbeit über ein religiöses Thema ausgearbeitet werden, das dann der übergeordneten „Gauleitung“, wenn ich mich richtig an den Begriff erinnere, vorgelegt wurde. Hat man diese Art der Aufnahmeprüfung bestanden, stand der Weihe zum „Ritter“ nichts mehr im Wege. Während eines Zeltlagers über Pfingsten in der Nähe von Birkenhördt und einer zweistündigen Nachtwache mit „Aussetzung“, also vor der Monstranz in der dortigen Dorfkirche, erhielten wir dann den Ritterschlag.

Im Jahr 1964 stand, wie ich in meinem Tagebuch nachlesen konnte, eine Neubesetzung als Fähnleinführer an. Ich war im engeren Kreis der Kandidaten. Aus dem Text geht deutlich hervor, dass ich mich wie immer nicht richtig traute. Ich zitiere:

*22.1.1964 „Jetzt werde ich doch kein Fähnleinführer. Busch kam zu mir und fragte mich, obwohl ich schon immer als Ersatzmann vorgesehen war, ob ich die Gruppenkasse behalten oder Fähnleinführer werden wolle. Ich kann nun mal solche Fragerei nicht vertragen und*

*habe die Gruppenkasse gewählt. Wenn der wüsste, wie gerne ich Fähnleinführer geworden wäre. Na, ja, es geht nicht anders. Ich glaube, er wollte gar nicht, dass ich Fähnleinführer werde.“*

Später bin ich dann doch noch Fähnleinführer geworden, aber nur kurz, weil mein Austritt aus dem Internat schon bevorstand.

Einen Eindruck von so einer Gruppenstunde, gibt der folgende Auszug aus meinem Tagebuch:

*25. Januar 1965: „Heute ist wieder ein Tag wie jeder andere. Zuletzt hatten wir Gruppenstunde, die wir Busch wieder richtig versauten. Ich bedauere ihn ja sehr, weil er sich wirklich Mühe macht. Aber er hat Themen, die uns, die wir alle zwischen 16 und 17 Jahre sind, nicht ansprechen und das müsste er verstehen. Es ist überhaupt nichts Echtes, die ND. Es wird sich ein Thema vorgenommen wie z.B. Wiedervereinigung im Glauben. Dieses Thema wurde vorher schon im Konvikt und Religionsunterricht besprochen... und deshalb ist es sehr schwer, uns noch einmal dafür zu interessieren. Ich selbst habe sowieso keine richtige Vorstellung davon.“*

Die frühere große Begeisterung für die Gruppenstunde war in diesem Alter verfliegen. Pubertierenden kann es niemand recht machen. Außerdem war es bei mir die Zeit, wo es langsam richtig schwierig in der Schule und mit mir selbst wurde.

Jetzt will ich noch von den früheren schöneren Zeiten in der ND schreiben.

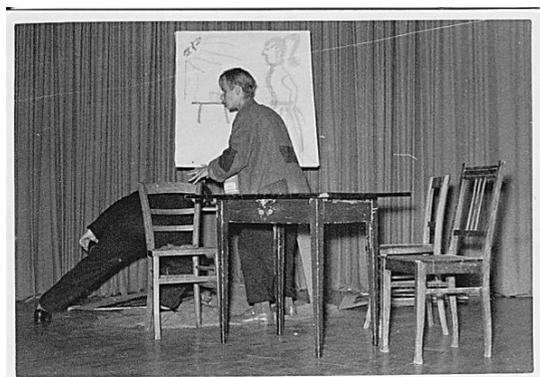
## **Bunte Abende**

In den ersten Jahren veranstalteten sowohl die MC als auch die ND, manchmal noch unabhängig voneinander, „Bunte Abende“. Davon besitze ich noch einige Fotos aus der ersten oder zweiten Klasse, Zeugnisse der großen Begeisterung für diese so total neue Welt, in der ich mich staunend und begeistert befand.

Im Programm jedes „Bunten Abends“ gab es eine Mixtur aus meist lustigen Sketchen und Gesangseinlagen, die wochenlang vorher in den einzelnen Gruppenstunden eingeübt worden waren.



Die Schauspieler hier waren aus höheren Klassen und ich meine, jeden Moment müssten mir noch ihre Namen einfallen.



Das Bild stammt aus einer Veranstaltung an Fastnacht 1960.



Ein Szenenfoto vom Bunten Abend der ND aus dem Jahr 1960



Auf die Rückseite dieses Bildes habe ich geschrieben:

„Bunter Abend ND“ -  
1960



Ein Blick in den Zuschauerraum. Links vorne ich, neben mir der Rey.

In der dritten Reihe von links: Werner Waßner  
Mit ihm verstand ich mich recht gut, obwohl er in der MC war und deshalb einer der viel

frommeren Mitschüler war. Er wurde nach vollendetem Theologiestudium zwar nicht Pfarrer, sondern Religionslehrer am Gymnasium in Ansbach. Vor einigen Jahren erkundigte ich mich mal nach ihm. Er war gerade einige Wochen zuvor an Herzinfarkt gestorben, was mich doch sehr betroffen machte. Ich nahm mir vor, nicht mehr zu lange zu warten, wenn ich das Gefühl hatte, mit einem der alten Freunde Kontakt aufnehmen zu wollen.

Neben ihm, sein bester Freund, der Georg Knaps. Er war in einer Klasse über mir und wurde Pfarrer. Seine erste Kaplanstelle war in Landau. Er hatte durch seine außergewöhnlichen Predigten einen „gewissen“ Ruf, fast so wie sein Vorbild Pater Leppich. Er wurde bald zum weiteren Studieren anderswohin abgezogen, so hat man mir erzählt. Daneben der schon erwähnte Rautenberg, der mich später zu seinem Kompagnon im Kaufladen machen sollte.



Ganz genau erinnere ich mich noch an meine ersten Auftritte auf der Bühne. Hier bin ich mir sicher, dass es bei einer ND-Veranstaltung gewesen war. Es müsste in der 3. Klasse gewesen sein. Wir spielen eine Schulszene, wie deutlich zu erkennen ist. An der Tafel

der Peter Schaller, der ab der dritten oder vierten Klasse im Internat neben mir saß. Logisch Schaller, Schimpf, Schlosser. Letzterer, hier vorne mit dem Buch unterm Arm, war eigentlich für uns alle einer der ersten Priesterkandidaten in der Klasse. Er war ein Lehrersohn aus Hauenstein, unglaublich brav und fleißig, besonders beim Klavier- und Geige-Spielen. Er sollte erstaunlicherweise noch vor mir aus dem Internat ausscheiden und die letzten beiden Schuljahre mit mir wieder in einer Klasse in Landau vereint sein. Er bekam eine Stelle an der Musikschule der Diözese in Speyer und lebt heute noch allein. Möglicherweise war er immer zu brav gewesen. Dahinter Alfons Huwe aus Mechtersheim. Vor mir der „Hofmann“ aus Harthausen. Er ging auch relativ früh weg.



Ein Bild von einem weiteren ND-Abend, wohl ein Jahr später, also 1962.

Man sieht wieder Peter Schaller, den Hofmann als Ober und Willi Ungeheuer aus Lingenfeld, der immer der Kleinste unserer Klasse bleiben sollte. Auch er verließ uns recht früh.



Vorne wieder Michael Schlosser, der den Sketch kommentierte.



Ein Foto mit einer Szene aus einem legendären kleinen Theaterstück (1965). Er sollte einen kleinen Skandal auslösen, weil nach der Aufführung der damalige Direktor Gabriel wutentbrannt hinter die Bühne stürmte und tobte, dass das Thema

und vor allem wohl unser unschickliches Verhalten als Frauen auf der Bühne nicht auszuhalten war.

Das Stück hieß „Schule für Ehefrauen“. Ich glaube, es war auch mehr unsere nicht sehr gelungene schauspielerische Interpretation, über die er sich erregte. Mein Gefühl, das ich in meiner Rolle als Mädchen empfand (vorne rechts), habe ich bis heute nicht vergessen. Da ich nie ein guter Schauspieler war, weder privat noch auf der Bühne, gelang es mir auch gar nicht, mich so richtig damenhaft zu benehmen. Wie man sieht, habe ich nicht züchtig den Rock über die Knie gezogen, sondern sitze schon etwas breitbeinig da, wie ein richtiger Junge eben.

Aber ich allein war wohl nicht schuld an dem Wutanfall des Direktors. Ich meine auch, dass ich diese Gelegenheit nutzte, um von einem „Küchenmädchen“ ein wirklich schön gesticktes Taschentuch für diese Theateraufführung zu erhalten.

## Zeltlager in den Ferien

„Der Sinn zur Natürlichkeit und der Wille zur Gemeinschaft sollen gepflegt werden“, zwei wichtige Punkte im Hirschbergprogramm, dem Leitfaden für den Bund Neudeutschland. Um dies einzuüben und praktisch zu erfahren, gab es jedes Jahr in den großen Ferien schöne Möglichkeiten.



1961 muss es gewesen sein, als in der Nähe von Silz, wo sich heute der Wild- und Wanderpark befindet, ein großes Sommerlager, ich meine für zwei Wochen, von den älteren ND'ern organisiert wurde. Das Bild zeigt, wie man damals noch das Gepäck herbeischaffte.

Zelte wurden aufgestellt, ein kleiner Versammlungsplatz angelegt, ein hoher Fahnenturm erbaut, ein spezielles Küchenzelt und eine Feuerstelle mit einem Gestell für die großen Kochtöpfe waren unbedingt notwendig. Nicht zuletzt wurde in einiger Entfernung von dem Zeltplatz ein gut mit Hecken als Sichtschutz abgesicherter Donnerbalken errichtet.

Ein Vorauskommando hatte zuvor die wesentliche Arbeit verrichtet. Selbst Stroh aus dem nahen Silz war als Schlafunterlage von einem Bauern gestiftet und in den Zelten ausgebreitet worden. Überhaupt muss erwähnt werden, dass wir unglaublich freigiebig von den Leuten unterstützt wurden. An einem Tag machten wir mit einem Handwägelchen sogar eine Fahrt durchs Dorf, bei der uns viele Menschen Nahrungsmittel schenkten. Wahrscheinlich hatte der Pfarrer ordentlich Reklame gemacht.

Wir bedankten uns am Ende der Tage bei allen mit einem Abschlussfest in Form eines bunten Nachmittages und freuten uns

über die vielen Leute aus Silz, die zuschauten. Natürlich waren auch Verwandte und Bekannte eingeladen worden.

Jede Gruppe musste während der Tage zuvor auch mal Essen kochen. Ich erinnere mich noch genau, dass mein Vorschlag für Erbsenwurstsuppe angenommen wurde. In dem riesigen Topf ist mir die Suppe nicht ganz gelungen. Eier hatten wir von den Silzern eine Menge bekommen. Auf meinen Vorschlag hin wurden die Eier dazugegeben, damit die Suppe nicht so langweilig aussah. Sie gerannen leider, was mir etwas peinlich war, aber dem Geschmack der Suppe nicht schadete.

Das Lager musste auch bewacht werden. Denn es sollte angeblich schon vorgekommen sein, dass die Falken, die sozialistische Jugendorganisation, die auf dem nahen Beethof ihr Lager hatten, anderen die Gruppenfahne vom Mast gestohlen hatten.

Deshalb wurden immer zwei Mann für jeweils zwei Stunden in der Nacht zur Wache eingeteilt. Für mich war das hart. Zwei Mal in der



Nacht aufstehen machte keinen Spaß. Außerdem hatte ich schon etwas Schiss, dass tatsächlich ein Angriff kommen würde. Und in der tiefen Nacht gab es auch noch unglaublich viele Geräusche. Das einzig Gute war, dass man am Lagerfeuer, das klein gehalten wurde, sitzen durfte. Aber diese zwei Stunden wollten einfach nicht vorübergehen. Hörte man ein verdächtiges Geräusch, ging man mit der Taschenlampe um die Zelte und hoffte, dass es nur ein Reh oder anderes Tier war.

Den Tag verbrachten wir mit Wandern und Spielen. Gut ist mir ein Geländespiel in Erinnerung geblieben bei dem die ganze Umgebung weitläufig mit einbezogen wurde.



Am Abend gab es Lagerfeuer mit Singen und kleinen Spielen, wie man sich so gemeinhin das Pfadfinderleben vorstellt.

Am Sonntag wurde im Freien eine Messe gefeiert, wozu extra der Präfekt erschienen war.



Foto links: Eine Szene aus dem Programm des Bunten Nachmittags. Was noch unbedingt erwähnt werden muss, ist die Tatsache, dass ich noch keinen Schlafsack hatte, Isoliermatten gab es noch gar nicht, nicht mal Luftmatratzen. Und mit nur zwei Decken konnte man in der Nacht schon mal richtig frieren.

Ein riesiges Lager für den ganzen Pfalzgau der ND gab es später mal auf dem heutigen Festplatz in Landau, der damals noch nicht asphaltiert war. Ich weiß es deshalb noch so gut, weil ich von Speyer aus zu diesem Zeltlager fuhr und der damalige Lehrer meiner Schwester Hildegard, der Klaus Beck, aus Schaidt die notwendige Ausrüstung von meinen Eltern mitbrachte, in einem ziemlich großen Koffer. Zelten gehen mit Koffer war für mich schon ein bisschen peinlich. Klaus Beck war der Gruppenführer der Landauer ND.

Die folgenden Bilder stammen vom Pfingstlager in Birkenhördt, wo ich mit einigen anderen zusammen zum Ritter „geschlagen“ wurde. Ich weiß noch gut, dass es nachts ziemlich kalt war und ich furcht-



bar gefroren hatte. Wir veranstalteten wieder für Bekannte und die Bevölkerung einen Bunten Nachmittag. Bild: Unsere Parodie auf „ein Männlein steht im Walde“ in verschiedenen Variationen.

Als Trauerchor.



Als Männerchor  
v. li. Alfons Huwe,  
Peter Burkhart,  
Wolfgang Derschum,  
zweiter von rechts bin ich.



Als Kindergartengruppe

## **Fahrten in den Ferien**

Von zwei Fahrradtouren muss ich noch berichten. Gott sei Dank sind mir einige Bilder geblieben, so dass ich wenigstens einige Momente davon rekonstruieren kann. Wir planteten sie mit unserem Fähnlein aus der ND. Beim ersten Mal übernahm noch Raimund Busch die Führung, im nächsten Jahr organisierten wir uns selbst.

Beide Male orientierten wir uns an Klöstern, die wir mit unseren Fahrrädern im Laufe von etwa 8 bis 10 Tagen würden erreichen können. Denn clever waren wir schon. Wir ließen uns vom Direktor ein Schreiben mitgeben, in welchem wir uns als Schüler des Bischöflichen Konviktes Speyer ausweisen konnten. So gelang es uns immer, an den Klosterpforten freundlich empfangen zu werden. Außerdem war zumindest eine warme Mahlzeit, meist noch mehr, drin. Bei diesem „Betteln“ an der Klosterpforte hielt ich mich immer im Hintergrund.

### **Erste Fahrt: Speyer - Bad Wimpfen – Miltenberg**

Von der Route unserer ersten Fahrt in den großen Ferien 1963, ich war 15 Jahre alt, habe ich nicht mehr viele Details im Gedächtnis. Es kam auch gar nicht so sehr darauf an, unbedingt alle Sehenswürdigkeiten und Orte auf der Strecke genau zu studieren. Meistens waren wir vom stundenlangen Fahrradfahren, nicht immer schön eben an einem Fluss entlang, oft genug gegen einen kräftigen Wind, so müde, dass „Kultur“ nicht mehr wichtig war. Die Verbundenheit mit der Natur und das Gemeinschaftserlebnis zusammen mit einer nicht geringen körperlichen Leistung standen im Vordergrund. Wir mussten lernen, auf den Schwächsten der Gruppe Rücksicht zu nehmen. Für den Theodor Glaser aus Hauenstein beispielsweise war es eine große Leistung, hier mitzuhalten. Wir fuhren an fast allen Tagen mehr als 60 km.



Ich selbst war wieder mal auf einem anderen Gebiet der Schwächste. Bei den finanziellen Möglichkeiten. So hatte jeder ein Fahrrad mit Gangschaltung außer mir.

Alle hatten wir uns Satteltaschen für die kleineren Teile unserer Ausrüstung anschaffen müssen. Auf dem Gepäckträger wurde dann der Rest aufgetürmt: Ein Zelt, Schlafsäcke, ich denke, dass ich endlich auch einen besaß, Regen-

schutz, Verpflegung, Ersatzschuhe. Ich selbst durfte noch ganz obendrauf den Kochtopf durch die Gegend transportieren.

Hans-Peter Klein besaß zum Glück schon einen Fotoapparat. Ohne die wenigen Bilder als Gedächtnisstütze könnte ich mich an vieles nicht mehr erinnern.

Bild: vorne der Anführer Raimund Busch, dann das Fahrrad von Hans-Peter, ich, der Hermann Hetzler, dann der Theodor Glaser.

Meine Anfahrt zum Treffpunkt in Speyer begann nicht ohne Sorgen meiner Mutter. Erst fuhr ich alleine per Fahrrad zu Hermann nach Herxheim, dann mit ihm zusammen am gleichen Tag weiter nach Speyer. Wer hätte mich auch dorthin hinbringen sollen? Wir hatten kein Auto!

Wie meine Eltern dieses geplante Abenteuer nervlich aushielten, kann ich heute als Vater kaum mehr verstehen. Wir selbst hatten kein Telefon. Ich meine aber mich zu erinnern, dass ich bei einer Nachbarin mit Telefon anrufen musste, als wir in Speyer angekommen waren. Sonst erhielten sie wahrscheinlich erst nach einigen Tagen eine Ansichtskarte, möglicherweise kam diese aber auch nach mir zu Hause an.



Wir trafen uns also im Konvikt und durften die erste Nacht dort ohne Schulstress verbringen. Das genoss ich richtig. Am nächsten Morgen ging es los nach Bad Wimpfen.

Links: Eines der schönsten Bilder aus der damaligen Zeit, obwohl die Füße abgeschnitten sind. Wir waren gerade über die Neckarbrücke gefahren, erschöpft, wie man deutlich sehen kann und entschieden uns, heute

nicht mehr auf den Berg zu fahren, sondern schnell ins Tal zum Kloster, das auf dem Schild angezeigt war.

Am späten Nachmittag klingelten wir an der Pforte und es wurde uns, wie erwartet, „aufgetan“. Ein überaus gastfreundlicher Mönch zeigte uns hinter der Klostermauer am Neckar einen großartigen Platz, wo wir unser Zelt aufzustellen und ein Lagerfeuer anmachen durften. Der hilfsbereite Bruder verbrachte am Abend einige Zeit bei uns, vermutlich hatte er auch etwas zum Essen besorgt. Immer wenn ich heute in die Nähe von Bad Wimpfen komme, schaue ich natürlich im Kloster vorbei. Aber es ist etwas trist geworden, weil nur noch einige alte Mönche da sind.

Dass ich froh sein muss, überhaupt noch hier vorbei kommen zu können, darf natürlich nicht unerwähnt bleiben. Niemals, auch nicht Jahre später, habe ich diese Geschichte meinen Eltern erzählt. Mutter hätte es möglicherweise selbst im Nachhinein schwer ertragen können.

Am nächsten Tag besuchten wir zuerst die Oberstadt von Bad Wimpfen. Dann am Nachmittag saßen wir am Neckar, hingen die Füße hinein und langweilten uns. Man kann sich denken, dass kam, was kommen musste. Plötzlich war die Idee da. Wir schätzen

grob die Lage ein: Vereinzelt kam mal ein Schiff vorbeigefahren. Dies war objektiv kein Problem, es nicht zu wagen. Die Fließgeschwindigkeit abzuschätzen und damit zu überlegen, wo man am bestens ins Wasser gehen sollte, schon eher. Denn genau uns gegenüber mündete die Jagst in den Neckar. Und bevor deren Strömung uns wieder auf unsere Seite zurücktreiben würde, weil da der Neckar auch noch eine Schleife machte, musste das andere Ufer erreicht sein.

Etwas Bammel hatte ich schon, auch kein gutes Gewissen. Alleine hätte ich nie so etwas gewagt. Ich konnte zwar schwimmen, war aber auch später in meinem Leben nie ein guter Schwimmer. Im Sport konnte ich alles, aber eben nicht wirklich gut schwimmen. Der Gruppendruck war größer als meine Bedenken und natürlich war ich dabei, als wir einige hundert Meter flussaufwärts marschierten, immer wieder die Strömung und die Mündung der Jagst fixierend. Da ich schon einigermaßen vorsichtig war, ging ich noch einige Meter weiter als die anderen und begab mich schließlich in die Strömung. Meine erste und letzte Stromdurchquerung begann.

Es ließ sich zunächst gut an. Die Strömung nahm mich mit, man musste sich beim Schwimmen kaum anstrengen. Bald jedoch merkte ich, dass man doch kräftigere Schwimmbewegungen in Richtung anderes Ufer machen musste, weil der Jagstzufluss schneller kam als gedacht. Außerdem sah man ganz vorne in der Kurve schon ein Schiff auftauchen. Langsam schaltete sich das Warnsystem bei mir ein. Die geplante Uferstelle musste unter allen Umständen erreicht werden. Kräftigere Schwimmbewegungen kostete auch mehr Kraft. Diese kleine Landspitze vor Augen musste ich anfangen zu kraulen, um nicht in die drohende Gegenströmung der Jagst zu kommen. Einige meiner Sünden fielen mir ein. Ich gab alles, was ich an Kraft hatte, und bekam gerade noch vor der Einmündung der Jagst Boden unter die Füße. So kaputt war ich noch nie zuvor in meinem Leben. Ich saß erst mal einige Zeit apathisch am Ufer und wusste: Nie mehr würde ich so etwas tun.

Zwei oder drei meiner Kumpels waren ja mit geschwommen, die es besser verkräftet hatten als ich. Sie wollten wieder zurückschwimmen. Ich war so fertig, dass mir nichts anderes übrigblieb, als den

Rückweg zu Fuß über die relativ weit entfernte Brücke zum Kloster zu planen. Froh und dankbar war ich, als sich Hermann Hetzler bereit erklärte, mich mit dem Fahrrad abzuholen.

So saß ich eine recht lange Zeit wartend am anderen Ufer des Neckars, bis meine Freunde zurückgeschwommen waren und ich endlich mit dem Fahrrad abgeholt wurde. Auch dies ging nicht ohne Komplikationen. Ich hatte mich nämlich gerade elegant auf den Gepäckträger gesetzt, beide Füße auf eine Seite streckend, als ich auch schon wieder auf dem Boden lag. Der Weg war für Autos mit Pfählen gesperrt, was ich auf dem Rücksitz nicht sehen konnte. So blieb ich mit den Beinen an einem Pfosten hängen und bekam nochmals schmerzhaft meine Grenzen gezeigt. Mein Ego hatte an diesem Tag einen gehörigen Dämpfer erhalten, denn es fiel mir nicht leicht, auf sportlichem Gebiet schwächer zu sein als die anderen.



Über den nächsten Abschnitt unserer Radtour in Richtung Creglingen ist mir noch gut in Erinnerung, dass das Gelände ziemlich hügelig war und wir viel Mühe mit einem kräftigen Wind hatten.

Bild: Anscheinend hatten wir trotz der Anstrengung doch gute Laune und auch gutes Wetter. Im Hintergrund mein Fahrrad.

Rechtschaffen müde suchten wir schließlich am Abend nach einem günstigen Übernachtungsplatz. Unsere Anfrage bei einem Bauern am Rande eines kleinen Dorfes hatte Erfolg. Wir durften auf seiner nahegelegenen Wiese unser Zelt aufschlagen, am Brunnen Wasser holen und bekamen, wenn ich mich recht erinnere, auch kostenlos Milch.



Diesen Altar in Creglingen besuchten wir. Er muss mich schon beeindruckt gewesen sein haben, weil ich in späteren Jahren unbedingt nochmals hinfahren wollte.

Marienaltar von Tilman Riemenschneider in der Herrgottskirche etwa 1 km südlich der Stadt. Dieses wahrscheinlich 1505–1508 geschaffene Retabel ist eines der wichtigsten Werke mittelalterlicher Holzbildhauerkunst.

(aus Wikipedia)

Es ging dann weiter, an der Tauber entlang. Als nächstes Ziel hatten wir das Kloster Engelberg bei Miltenberg ausgemacht. Für den steilen und beschwerlichen Anstieg gegen Ende des Tages hoch zu dieser wunderschön über dem Main gelegenen Benediktinerabtei entschädigte uns schnell die überaus freundliche Aufnahme bei den Mönchen. In den folgenden Jahrzehnten habe ich einige Male den Engelberg besucht. Jedes Mal war mindestens eine neue Gaststube angebaut worden, um dem Ansturm der Besucher und der Versorgung mit Klosterbier und einfachen Gerichten Herr zu werden. Damals gab es gerade mal einen kleinen Schankraum, in den wir eingeladen wurden. Dort bekamen wir Abendessen und,



hoffentlich erinnere ich mich noch richtig, am nächsten Morgen auch Frühstück. Außerdem wies man uns im Klostergarten den exklusivsten Zeltplatz der ganzen Fahrt mit einem kilometerweiten Ausblick über das Maintal zu.

Bild: Die freundlichen Mönche liehen uns sogar ein Mönchsgewand, das wir Hermann anzogen. Schade, dass

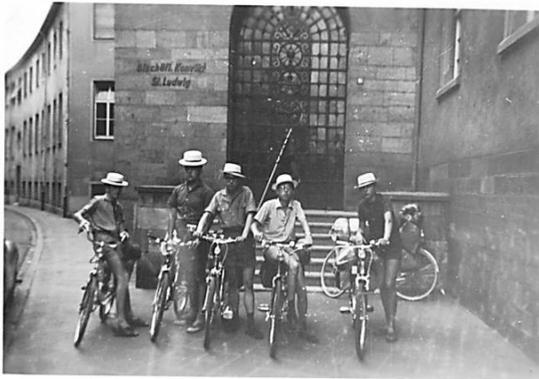
er sich später für den heimischen Bauernhof entschieden hat. Als Geistlicher hätte er eine gute Figur gemacht.

Vom Rückweg über Amorbach mit seiner Abteikirche über Heidelberg nach Speyer weiß ich nichts mehr Konkretes. Nach der letzten gemeinsamen Nacht im Konvikt, radelten Hermann und ich wieder nach Hause zurück. Ich denke, dass ich für die nächsten Tage genug hatte mit Fahrradfahren. Denn das Hinterteil überstand solche Gewaltaktionen nicht unbeschadet.

### **Die Eifelahrt: Speyer - Maria Laach**

Im nächsten Jahr plante unser „Fähnlein“ erneut eine große Tour. Wir nannten uns jetzt Wikinger, und hatten uns wegen der vielen Abgänge in den letzten Jahren mit einer anderen Gruppe zusammengeschlossen. Es gab auch keinen echten „Anführer“ mehr, d.h. wir planten diese Fahrt gleichberechtigt. Als Zielpunkt hatten wir uns diesmal das Kloster Maria Laach ausgesucht – und eine bedeutend härtere Streckenführung. Mit 16 Jahren gab es noch keine unüberwindbaren Hindernisse.

Leider hatte mein Fahrrad immer noch keine Gangschaltung und deswegen war ich natürlich stark benachteiligt, als der Weg später durch die Eifel führte. Wie man auf dem Foto sieht, war Hermann Hetzler auch nicht mehr bei uns, was bei meiner Anfahrt nach



Speyer bedeutete, dass ich diese 55 km ab Schaidt allein zum Treffpunkt Bischöfliches Konvikt fahren musste. Das Foto, vor dem Haupteingang vom Internat wurde von Wolfgang Derschum aufgenommen.

Man sieht, dass die Pubertät bei fast allen ganze Arbeit geleistet hatte. Ich war allerdings als Spätentwickler jetzt der kleinste. Strohhüte hatten wir uns nicht nur gegen die zu erwartende Sonneneinstrahlung geleistet. Wir wollten auch cooler wirken. Außerdem nahmen wir unser Fähnlein mit. Ich selbst hatte mir einen damals gerade in Mode gekommenen Hochlenker geleistet. Teilnehmer von rechts: Heribert Brenk, Peter Klein, Norbert Kunz, Theodor Glaser und ich.

Auf dieser Fahrt sollten wir ebenfalls kaum etwas für unsere Bildung tun. Wir saßen den ganzen Tag auf den Fahrrädern.

In Maria Laach meldeten wir uns an der Klosterpforte, und man lud uns zu einem warmen Essen ein. Ein bisschen waren wir ent-



täuscht über die Gastfreundschaft, weil wir aus dem Vorjahr etwas anderes gewohnt waren. Wir duften uns am Rande des Laacher Sees allerdings einen großartigen Zeltplatz im Wald aussuchen.

Es ging dann quer durch die Eifel.

Mayen ist mir nicht nur wegen des schiefen und in sich etwas verdrehten Kirchturms gut in Erinnerung geblieben. Wir schoben nämlich an diesem Tag mehr unsere Räder bergauf, als dass wir im Sattel sitzen konnten. Da hätte auch die beste Gangschaltung nichts genutzt.



Irgendwann hatte sich die Mühe gelohnt, denn es begann eine etwa 15 km lange Abfahrt hinunter nach Cochem an der Mosel.

Bild links: Ausruhen an der Mosel nach dem härtesten Tag der Tour.

Bild rechts. In Zell an der Mosel schließlich fanden wir am Beginn eines Seitentales einen schönen Zeltplatz.



Wir leisteten uns auch eine Flasche „Zeller Schwarze Katz“ und ruhten uns erst mal aus. Ich erinnere mich deshalb so gut daran, weil am Abend zwei oder drei Mädchen bei uns vorbeiflaniert kamen, die mit uns das Spielchen des Erratens unseres Alters machten. Ziemlich frustriert war ich nämlich, weil sie mich auf zwölf oder dreizehn Jahre schätzten. Im Kopf war ich genauso „reif“ für Mädchen wie die anderen, aber körperlich wurde ich nicht ernst genommen. Das tat weh.

Die nächste kleine Geschichte habe ich auch nicht vergessen. In einem Städtchen an der Mosel ging ich mit Wolfgang in ein Café. Wir studierten die Karte, und ich fragte ihn, ob er wisse, was Mokka sei. Auch er hatte keine Ahnung! Also ein Grund mehr einen zu bestellen. Die Bedienung fragte noch, ob wir denn auch wüssten, was Mokka sei. Wir nickten fast beleidigt über so eine dumme Frage. Ganz schön blöd schauten wir dann aus der Wäsche, als uns in relativ kleinen Tassen so wenig Kaffee für relativ viel Geld serviert wurde. Seit der Zeit weiß ich ganz genau, was Mokka ist, und habe nie mehr einen bestellt.

Die nächste kleine Geschichte habe ich auch nicht vergessen. In einem Städtchen an der Mosel ging ich mit Wolfgang in ein Café. Wir studierten die Karte, und ich fragte ihn, ob er wisse, was Mokka sei. Auch er hatte keine Ahnung! Also ein Grund mehr einen zu bestellen. Die Bedienung fragte noch, ob wir denn auch wüssten, was Mokka sei. Wir nickten fast beleidigt über so eine dumme Frage. Ganz schön blöd schauten wir dann aus der Wäsche, als uns in relativ kleinen Tassen so wenig Kaffee für relativ viel Geld serviert wurde. Seit der Zeit weiß ich ganz genau, was Mokka ist, und habe nie mehr einen bestellt.

Für Kulturelles hatten wir wenig Sinn. Die Fahrerei war, wie erwähnt, sehr anstrengend. Noch einige schöne Bilder vom Gemeinschaftsleben sind geblieben:



Ein schöner Zeltplatz.

Essen gehen gab es nicht! Wir verpflegten uns selbstverständlich selbst.

Hier mit Makkaroni.



„Zeltplatz in Mayen“ steht auf der Rückseite. Anscheinend haben wir auch dort übernachtet.





Eine Wurst für alle  
Und die Vorfreude darauf.

## **Verschiedene Erinnerungen**

Hier möchte ich noch einige Anekdoten und Erlebnisse aufführen. Einige prägten bis heute mein Leben.

### **Von der Frää zur Fraa**

Die Diözese Speyer reicht vom Rhein bis in Teile des Saarlandes, von der Nordpfalz bis zur französischen Grenze ganz im Süden. So prallten im Konvikt die unterschiedlichsten Dialekte mit den entsprechenden kleineren und größeren gegenseitigen Hänseleien aufeinander. Die „Hinterwäldler“ gingen so beispielsweise „bei de „Buhnho“ oder „bei de Bäcker“, was natürlich genau so wenig als sprachlich korrekt durchging wie unser schääderisches (von Wolfgang und mir) „ich häb gmäähnt“ oder „ich bin zu der Frää gange“. Nach der mitgebrachten Muttersprache, dem jeweils regionalen Pfälzisch, musste eine ganz schnelle Umschulung auf „Hoch-Pälzisch“ erfolgen. Hochdeutsch oder Latein, das sollte viele Jahre länger dauern. Dieses „bessere“ Pälzisch war eng an den Speyerer Dialekt angelehnt. Ich sagte bald nicht mehr „ich häbb kää Frää gsähne“ sondern „ich hab kää Fraa gesehe“.

Aber Schäädt ließ ich mir nicht nehmen außer natürlich im schulischen Umgang. Dort wurde mir auch die erste richtige Fremdsprache beigebracht - Hochdeutsch.

Andere Klassenkameraden hatten es auch nicht einfach. Sie kamen aus „Quarschbach“ (Queidersbach), auch „Häschde“ (Hauenstein) oder „Beggschbach“ (Bexbach).

### **Neue Sitten und Gebräuche**

Ganz schnell hatte sich meine defensive Haltung gegenüber dem vielen, was neu für mich war, ausgezahlt. Beobachten konnte ich gut und sensibel genug war ich auch, schnell zu erkennen, wo etwas Neues gelernt werden musste. Ich lag wie ein junges scheues Reh auf der Lauer, um ja nicht bei meiner Unbedarftheit ertappt zu werden. Alles schnell aufnehmen und nachahmen, wurde eine

erfolgreiche Sozialisierungsdevise, um ja nicht zum Außenseiter zu werden.

Bei uns zu Hause wurde beispielsweise nicht mit Messer und Gabel gegessen. Dies lernte man jetzt schon am ersten Tag. Auch gab es kein Pardon bei der Morgen- und Abendtoilette: Oberkörperfrei und Zähneputzen. Es wurde kontrolliert und durchgesetzt. Wie es vorher war, verschweige ich lieber.

Große Schwierigkeiten hatte ich im Umgang mit Lehrern und Geistlichen. Sie waren jetzt laufend um mich herum, und ich konnte ihnen nicht wie auf dem Dorf einfach aus dem Weg gehen, indem ich rechtzeitig die Straßenseite wechselte.

Dass man den Leuten in die Augen schaut, wenn man mit ihnen sprach, war mir im Grunde ebenso fremd wie Herr oder Frau Sondernso, bitte und danke zu sagen. Anderen die Türe aufhalten dauerte auch seine Zeit, bis es in Fleisch und Blut übergegangen war. Mit höher gestellten Persönlichkeiten sich frei und entspannt zu unterhalten, sollte mir nie in meinem ganzen Leben ganz gelingen.

Ein traumatisches Beispiel ist mir in Erinnerung. Ein- oder zwei Mal im Jahr kam der Zahnarzt ins Internat. Dafür gab es ein eigenes „Zahnarzt-Zimmer“ mit einem entsprechenden Untersuchungsstuhl. Ich war in der zweiten oder dritten Klasse. Der Zahnarztbesuch war sowieso das Schlimmste, was ich mir in meiner Kindheit überhaupt vorstellen konnte. Aber ich wollte mutig und aufgeschlossen die Untersuchung angehen und hatte mir eine Frage ausgedacht, um nicht so steif zu wirken. Ich begann mit „Herr Müller, können Sie mir ...“. Weiter kam ich nicht, denn der Herr Müller wurde so etwas von böse und zornig, dass ich vor Scham so tief wie nur möglich im Sessel versank. Ob ich nicht wüsste, dass er doch ein Herr Doktor wäre, meinte er. Das müsste ich doch langsam gelernt haben, wie man einen Doktor ansprechen müsse... Ich glaube, dass ich gerade noch eine Entschuldigung herausgebracht habe, dann aber endgültig und für alle Zeiten auf jedem Zahnarztstuhl verstummt bin. Ob dies allein der Grund für

mein Unbehagen in Gesellschaft von Doktoren jeder Art wurde? Meine Mutter hätte gesagt: „Das hast Du nicht gestohlen!“

Höflich und zuvorkommend, zurückhaltend und schüchtern war ich ja von Natur aus. Aber ich musste auch lernen, „den Mund aufzumachen“, wie es bei uns zu Hause hieß. Die Hemmungen lagen nicht in meinem Denken und Fühlen sondern in meinem sprachlichen Unvermögen, die rechten Worte zur rechten Zeit zu finden und dann noch in Hochdeutsch. Differenziertes Denken und vor allem es entsprechend auszudrücken, war in unserer Familie, wo es fast immer nur ums materielle Durchkommen ging, nicht nötig. Deshalb verstand ich auch lange das Wort Muße überhaupt nicht. Sie gab es eigentlich nicht bei uns, nicht mal als Wort dafür.

Gut erinnere ich mich beispielsweise auch noch daran, dass ich immer wieder mal, auch im Biologieunterricht, das Wort Mais hörte. Lange konnte ich mir darunter einfach nichts vorstellen. Es gab keinen Mais bei uns zu Hause. Dies dachte ich jedenfalls einige Jahre lang, bis ich mit 15 Jahren kapierte, dass ich in meiner Kindheit geradezu täglich damit umgegangen war: Beim Ernten der Kolben, beim Zusammenbinden und Aufhängen zum Trocknen der kleinen Bündel, die zuvor geschnürt werden mussten, beim „Breckeln“, also beim sich über Stunden hinziehenden Herauslösen der kleinen gelben Kerne im Winter und nicht zuletzt beim Hühner- und Schweinefüttern. Bei uns hieß dies „Zaamais“.

## **Hexennacht**

In den Anfangsjahren wurde in der Hexennacht wenig „angestellt“, zumindest ist mir davon nichts Konkretes in Erinnerung geblieben. Es war auch nicht einfach, weil abends alle wichtigen Türen in den Hof beispielsweise und in den Speisesaal abgeschlossen wurden. Außerdem funktionierte das nächtliche Überwachungssystem durch die Schlafsaalpräfekten in den unteren Klassen so vorzüglich, dass da nichts ging.

Zwei Aktionen in meinen späteren Jahren ernteten bei den Mitbewohnern eine ziemlich große Bewunderung, weniger bei den Chefs und dem Küchenpersonal.

In aller Frühe an einem 1. Mai sprach es sich schnell herum. Man solle mal die Haupttreppe hinuntergehen. Die Kunde lief in Windeiseile über alle Stockwerke. Einige hatten es tatsächlich geschafft, auf jede Treppenstufe eine der metallenen Kaffee- und Wasserkannen zu stellen. Für die weiteren Stufen nach oben nahm man andere Schüsseln und Küchengegenstände. Dass sie unbemerkt in die Küche gelangen und dann so geräuschlos dies „anstellen“ konnten, wurde als außergewöhnlich tolle Leistung gewürdigt, natürlich nicht von der Internatsleitung.

Bei der zweiten Hexerei, es war in der 6. oder 7. Klasse gewesen, war ich selbst dabei. Einige Zeit überlegten wir hin und her, was und wie wir etwas Phantasievolles und nicht Alltägliches tun könnten. Wer auf die Idee kam, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sahen wir von unserem Fenster im Studiersaal aus, dass auf der großen Treppe, die vom Pflanzgarten hoch in die Küche führte, drei riesige Milchkannen standen. Es waren die gleichen, die früher die Bauern benutzten, um ihre Milch in die Milchzentrale zu fahren, wenn sie ihre Kühe gemolken hatten.

Wir waren etwa fünf Leute aus meiner Klasse darunter Wolfgang Derschum und Hans-Peter Klein. Ein einziges Problem gab es. Wie in den Garten kommen, denn natürlich waren die Türen über Küche und Speisesaal verschlossen. Die einzigen Chancen sahen wir durch die etwa 40 mal 50 cm großen Fenster in den Toiletten am hinteren Treppenaufgang. Es wurde am Tag heimlich gemessen und getestet. Es müsste gehen!

Deutlich nach Mitternacht schlichen wir in die Toiletten im Erdgeschoss und halfen uns gegenseitig durch die Öffnungen nach draußen.

Das Allerwichtigste war, ja keine Geräusche zu machen, weil die Zimmer des ganzen Küchenpersonals und der Nonnen zum Garten hin lagen.

So schlichen dann einige dunkle Gestalten durch den Konvikts-Garten vor zur Treppe und trugen die Kannen unter den Apfelbaum. Wolfgang und Peter hatten schon zwei Milchkannen wie überdimensionale Christbaumglocken hoch oben an den Ästen festgebunden, als es plötzlich schepperte. Wir alle blieben sofort wie versteinert stehen, lauschten in die Nacht, den Personalflügel im Auge behaltend. Mussten wir den Rückzug antreten? Die Minuten zerrannen, wir getrauten uns kaum zu atmen. Aber alles blieb ruhig. Die letzte Milchkanne, die Hans-Peter Klein am Baum befestigen sollte, war ihm aus halber Höhe auf den Boden gefallen. Sie konnte nach einiger Zeit doch noch oben im Baum befestigt werden.

Am nächsten Morgen hatte sich diese Aktion schnell herumgesprochen. Dicht drängten sich alle an den Fenstern und bewunderten diese doch außergewöhnliche Tat. Jeder war gespannt, wie es weitergehen würde.

Süßsauer lächelnd ergriff der Direktor am Ende des Mittagessens das Wort. Er ließ uns von der Küchenschwester ausrichten (sie war mehr gefürchtet als die Chefs selbst), dass es am Sonntag als Nachspeise kein Eis geben würde, wenn die Milchbehälter nicht bis zum nächsten Morgen an ihrem ursprünglichen Platz stünden. Da hatte man sich eine geschickte Gegenstrategie ausgedacht. Denn es gab nur selten etwas wirklich Leckeres. Eis war das größte.

Wir Verursacher hielten natürlich dicht. Obwohl unsere Namen nicht bekannt geworden waren, entschlossen wir uns am Nachmittag wieder in einer Gemeinschaftsaktion, die drei Kannen an ihren alten Platz zurückzustellen.

## **Olympische Spiele**

Was für einige wie Georg Knaps oder Werner Waßner eine Papstwahl oder das Konzil in Rom waren, waren für mich die Fußballweltmeisterschaften oder die Olympischen Spiele. Darauf freute ich mich jeweils vier Jahre lang.

Einige Erinnerungen an die Olympiade in Rom (1960) habe ich natürlich noch: Unvergessen der Olympiasieg durch Armin Hary in 10,0 Sekunden.

Als noch schöner erlebte ich „meine persönlichen Olympiasiege“ in der ersten Klasse im gleichen Jahr. Werner Weiß (ich weiß noch immer seinen Namen!) organisierte für uns jüngere Schüler eine Olympiade mit verschiedenen auf unsere spezifischen Möglichkeiten im Internat zugeschnittenen Disziplinen. Manche waren klassenintern, manche klassenübergreifend. Was Rennen und Springen anging, war ich in meiner Klasse einige Male Sieger oder stand auf dem Treppchen. Es gab nämlich am Abend im Hof eine Siegerehrung mit feierlicher Überreichung der Medaillen und Urkunden, die Werner selbst gebastelt hatte.

Für Federball, wie Badminton damals noch hieß, gab es im hinteren Teil des Hofes einige Anlagen mit Netzen. Es war auch die Disziplin, die die meisten Teilnehmer hatte und klassenübergreifend durchgeführt wurde. In einem heiß umkämpften Endspiel wurde ich gegen einen älteren Schüler zweiter, was ein großer Erfolg war, wobei meine Klassenameraden natürlich hinter mir standen und mich kräftig anfeuerteten.

Wenn ich überall so ehrgeizig gewesen wäre wie im Sport! Dies sollte mein ganzes Leben so bleiben, solange es meine Knochen aushielten.

### **Unsere Fußballmannschaft**

Fußball war mir durch keine geistige oder geistliche Übung abzugewöhnen. Das wollte zwar auch niemand, aber es blieb während der Schulzeit auf den einen Nachmittag pro Woche beschränkt, wo wir den weiten Weg durch die ganze Stadt ins Priesterseminar laufen mussten, um kicken zu können. Dennoch bekamen wir immer eine Truppe zusammen, die diese Mühe nicht scheute.

Es muss 1964 gewesen sein, als es die Konviktsleitung sogar schaffte, den Trainer des Südwestdeutschen Fußballverbandes für ein zweimaliges Training zu gewinnen. Es war das Größte für mich,

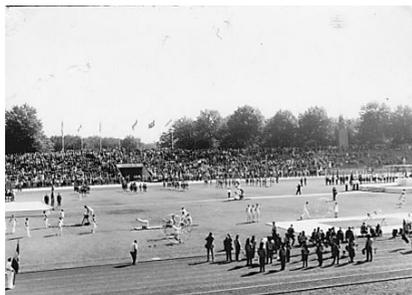
und ich strengte mich sehr an. Ein Lob aus seinem Munde war mir mehr wert als jede Eins in Latein, die ich auch nie bekommen habe.

Aus unserer und der Klasse unter uns konnten wir eine ganz gute Mannschaft zusammenstellen. Wir erhielten sogar ein Trikot und durften einige Trainingsspiele machen. Es stand nämlich 1965 das große Jugendturnier von Internatsmannschaften im Rahmen des BDKJ-Bundesfestes Ende Juli 1965 in Düsseldorf an. (Ich hoffe ich habe richtig recherchiert, denn diese Details hatte ich vergessen!).

Sicher bin ich mir, dass ich die folgenden Bilder selbst aufgenommen habe. Ich hatte nämlich einem älteren Schüler seine „Voigtländer“ abgekauft, weil er sich eine neue komfortablere Kamera anschaffen wollte. Wenn ich etwas im Kopf hatte, verstand ich es immer, auf anderes zu verzichten, um mir dies leisten zu können. Denn ich konnte nicht einfach mal nach Hause schreiben und um Geld für einen Fotoapparat zu bitten. Da ging schon ein Teil meines Geburtstags- oder Weihnachtsgeldes drauf.



Es waren große Ferien und wir wohnten für die Dauer des Fußballturniers in einem katholischen Internat in Neuss (siehe Foto). Für die Fahrt wurde extra ein Kleinbus gechartert.



Bilder von der großen Eröffnungsfeier des Bundesfestes der BDKJ im Düsseldorfer Stadion



Prominenz auf dem 3. BDKJ- Bundesfest in Düsseldorf 1965

Links: Bundesführerin Resi König neben Bundeskanzler Ludwig Erhard und Nuntius Bafile (Bild aus dem Internet)

Rechts: Die gleiche Szene von mir selbst fotografiert

Hier unsere damalige Mannschaft. Beim Fußballturnier landeten wir im Mittelfeld. Ein Spiel hatten wir mindestens gewonnen. Wir schieden dann deshalb aus, weil ich einen entscheidenden Elfmeter knapp über die Torecke geschossen hatte. Dieses Bild habe ich immer noch zusammen mit dem Gefühl der Enttäuschung deutlich vor Augen. Niemals sollte ich ein sicherer Elfmeterschütze werden.



vorne von links: Peter Bumb, Wolfgang Derschum, Robert Schimpf, Franz Becker

hinten von links: Werner Engel, Gerhard Klotz, Alfons Huwe, Galus Kalt, Hans-Peter Klein, Markus Schächter, Wolfgang Wurst

## **Papierkörbe aus Schaidt**

Im Jahr 1964 sprach mich eines Tages Direktor Gabriel an, ob nicht Vater neue Papierkörbe fürs Internat flechten könne. Alle alten sollten ersetzt werden. Er wusste natürlich, dass Vater Korbmacher war und wollte ihm wohl einen Nebenverdienst zukommen lassen. Ich bereitete Vater in einem Brief darauf vor, dass ihn der Direktor beim nächsten Besuchstag darauf ansprechen wolle.

Vater war weder Geschäftsmann noch Künstler. Dazu fehlte ihm einfach das entsprechende Selbstbewusstsein. Er war ein zuverlässiger Arbeiter und traute sich ein derartiges Projekt nicht zu. Außerdem hatte er zu Hause überhaupt nicht die Ausrüstung für so einen Großauftrag. Es ging um etwa 20 große Papierkörbe.

Also übergab er den Auftrag seinem Chef in seiner Korbfabrik in Schaidt und schützte sich in weiser Voraussicht vor unnötigem Stress.

## **Kampf um das einzige Radiogerät**

In den Jahren 1964 und 1965, als auch bei uns, die wir so mitten in der Pubertät standen, mit den Beatles und Rolling Stones langsam auch der Ruf nach neuer Jugendkultur Einzug hielt, prallten die Gegensätze zwischen Konservativen und Fortschrittlichen schon mal aufeinander.

Am Sonntag war laut Tagesordnung zwischen 11 und 12 Uhr Freizeit. Da nur ein einziges Radiogerät im ganzen Haus für uns zur Verfügung stand, gab es dann immer häufiger den Wettkampf um die Macht über die Musik in dieser Zeit. Denn es galt das Gesetz „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“ Mit dem Klingelzeichen um 11 ging dann das Rennen zum Radiogerät los. War Georg Knaps Sieger, hätten wir eine Stunde klassische Musik hören müssen, was natürlich verhindert werden musste. Einer Gruppe um mich gelang im Laufe der Zeit durch die richtige Strategie, dass beispielsweise einer vor elf Uhr austreten ging, das Radio in Beschlag zu nehmen. So konnten wir doch auch ab und zu die ersten Beat-Titel hören.

## Spazierengehen auf dem Dach

Der Gebäudeflügel über dem Speisesaal und den Studiersälen war mit einem begehbaren Flachdach versehen. Nur die älteren Schüler durften sich hierhin in der Freizeit zurückziehen. Bei dem einfachen Geländer nur allzu verständlich. In meinen letzten Jahren wollte ich auch ab und zu alleine sein mit all dem, was so auf mich einstürzte, und nutzte diese Gelegenheit, mir hier oben im wörtlichen und übertragenen Sinne die Luft um die Nase wehen zu lassen. Da konnte man viel besser abheben und sich den Träumen der Pubertät und des schweren Weges zum Erwachsenwerden hingeben. Wie auf den Bildern zu sehen, hatte man eine großartige Aussicht über die Dächer von ganz Speyer.



Foto: Blick über die Dachterrasse auf die Schafsäle der 1. Klasse (gegenüber) und weiter aufs Altpörtel und die Kirche St. Joseph.



Blick in die entgegengesetzte Richtung: Heiliggeistkirche, Glockenturm der Dreifaltigkeitskirche, Dreifaltigkeitskirche, Dom.

## Der Perserschah

Der Herr Klein, der im Internat wohnte und die klassischen Theaterstücke mit den Primanern eingeübt hatte, inszenierte mit unserer ganzen Klasse ein Stück, das, wenn ich mich richtig erinnere, „der Perserschah“ hieß. Auch dies hätte ich wahrscheinlich vergessen, wenn mich nicht einige Fotos daran erinnern würden.



Weil wir nicht alle Rollen bekommen konnten, setzte er einen großen Teil von uns im Schlafanzug und mit türkischem Fez auf dem Kopf in die erste Zuschauerreihe. Pädagogisch und psychologisch ein guter Schachzug. Wir fühlten uns nicht ganz ausgeschlossen, obwohl wir eigentlich nur Zuschauer in diesem orientalischen Märchen waren. Dennoch war wohl jeder, wie ich auch, etwas enttäuscht, bei der Auswahl der richtigen Schauspieler nicht dabei gewesen zu sein.

v. li.: Bernhard Bast, ich, Robert Jülch, Hans-Peter Klein, Norbert Kunz, Alex Verheyen

Auf dem schönen Gesamtbild ist unsere ganze Klasse zu sehen. Regisseur Klein steht in der letzten Reihe, zweiter von rechts.



### **Künstliche Blumen**

Diese kleine Anekdote habe ich vor längerer Zeit aufgeschrieben:

Ich war wohl 16 Jahre alt und „auf dem Brezelfest“ gewesen. Zum ersten Mal auch am Schießstand und ziemlich stolz, „drei Nelken“ geschossen zu haben. Die langen Stängel aus Draht hatte ich so umgebogen, dass ich sie aufs Pult stellen konnte.

Am nächsten Tag im Studium kam Präfekt Hans Giebel her und fragte mich, ob mir die Blumen gefallen würden. Gleich merkte ich etwas betroffen, dass er mich auf die Fragwürdigkeit meines „guten Geschmacks“ hinweisen wollte, nicht aufdringlich, aber immerhin.

Er hatte Recht und, ich habe mein ganzes Leben nie mehr etwas Künstliches aufgestellt, was man auch lebendig haben kann. Danke Hans Giebel! Ich hatte wirklich verstanden!

## Mein letztes Bild aus dem Internat



Mein letzter Arbeitsplatz aus meiner Konviktszeit. Das Bild wurde im Februar 1966 aufgenommen, also am Ende der 7. Klasse, und ich wirke doch inzwischen recht erwachsen. Hier war auch schon meine Sturm- und Drangzeit insoweit geklärt, dass mein Weggehen aus dem Internat feststand. Meine Zukunft nach Zeiten des Zweifels und der Ungewissheiten war außerhalb des Internats geplant.

Nach den Blumen hatte ich diesen kleinen Holzaffen auf mein Pult gestellt. Ich weiß nicht mehr warum. Aber er passte aus welchen Gründen auch immer in meine ziemlich verrückten zwei letzten Jahre.

## Das Ende

In den letzten beiden Jahren deutete sich langsam, später überdeutlich an, dass die Zeit für teilweise radikale Veränderungen im inneren und äußeren meines bisherigen Lebens anstand. Ich kann dies in drei Hauptthemen zusammenfassen: Mein erstes Verliebtsein, Zweifel am Priesterberuf, Finanzielle Situation der Eltern.

### Erstes Verliebtsein

Aus einem Brief an meinen Freund Alois (1964): *Also dieses Mädchen sehe ich seit Ostern sehr gerne und denke in letzter Zeit immer häufiger an sie. In meiner Funktion als Schlafsaalpräfekt habe ich die Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, was aber ein Risiko darstellt, weil eine ältere Dame Aufsicht führt und aufpasst, dass sich den Küchenmädchen niemand nähert... Wir sprachen gerade miteinander, als sie plötzlich vor uns stand: „Deshalb läufst du jeden Morgen hier herum. Du gehst jetzt deine Wege und sie ihre.“*

Am Mittag, nach der Schule, fand ich einen kleinen Zettel, er war unter meinen Pultdeckel geschoben worden: *Sie hat gesagt, du sollst dich zurückhalten, auf dem Stock nicht mehr sehen lassen, sonst sagt sie es dem Chef. G.*

Ich erwähnte bereits, dass es von der Konviktsleitung nicht so geschickt war, mich als Aufpasser bei den Erstklässlern einzuteilen. Es war mir schon ein paar Mal gelungen, mich G. zu nähern. Eine Taktik z.B. war gewesen, dass ich sie um ein Taschentuch bat, das ich angeblich für ein Theaterstück benötigen würde. Wieder ein Grund mehr, sie zutreffen. Es war selbst bestickt und natürlich wunderschön.

Der geforderte Rückzug hielt schon einige Wochen an. Aber die Lunte glühte nun mal und war wohl nicht auszutreten, auch nicht mit noch so gutem Willen meinerseits und dem massiven Druck von Seiten der Heimleitung. *Heute Morgen bot sie mir ein Stückchen Schokolade an. Sie zitterte so schön, ich allerdings nicht weniger! ...*

*Nach der Fastenpredigt (nach einer Messe) schaute sie mir unmissverständlich in die Augen...steht in meinem Tagebuch.*

Es war Oktober geworden. Der Direktor rief mich zu sich. Ich ahnte nichts Böses, fiel aber „fast vom Stuhl“, wie ich aufgeschrieben habe, als er mir eröffnete, dass die Aufseherin morgens beim Bettmachen unter meinem Kopfkissen einen Brief gefunden hatte. Ich ging mal wieder so spät ins Bett, so dass ich kein Licht machen konnte. Dumm gelaufen!

Der Direktor gab leider keine Details des Inhalts preis, bloß so viel, *dass er es ihr sehr übelgenommen habe, weil sie mir vorschlug, dass ich mich verstellen sollte, dass etwas zwischen uns sei.* (Aus meinem Tagebuch)

Die Lage war klar. Es folgte eine Art Abmahnung, für mich genauso wie für sie. Letzteres erfuhr ich erst Jahre später, als ich nochmals Kontakt mit ihr hatte. Beide wollten wir keinen Rauswurf riskieren. Es gab nur noch wenige Gelegenheiten, sich näher zu kommen, ab und zu ein paar kleine verschämte Blicke und Zeichen.

Am 2.9.1965 schrieb ich in mein Tagebuch: *Heute war ich zunächst wegen einer kleinen Sache beim H. Direktor, aber es wurde eine große. Er erkundigte sich, wie es mir so geht, und so saßen wir schließlich im Sessel (ein persönliches Gespräch mit ihm fand immer auf gleicher Sitzhöhe ihm gegenüber im Sessel statt). Es ging um G. und mich. Ist es nicht sonderbar, dass er schon von „euch“ sprach. Er hielt mir einen kleinen Vortrag, es dauerte insgesamt eine Stunde, und es hat bestimmt etwas genutzt. Ich will mich ehrlich anstrengen und prüfen, ob ich Priester werden kann oder zur Ehe berufen bin. G. muss mich auch gerne haben. Sie war sogar schon aus eigenem Anrieb bei ihm, weil sie nicht mehr wusste, was sie machen sollte.*

Dass ich H. Direktor schrieb, zeigt, dass er die richtigen Worte gefunden hatte. Wer würde wohl gewinnen, Gefühl oder Verstand? Hatte letzterer doch noch eine Chance? Alles stand im Unterbewusstsein längst fest.

Am gleichen Tag hatte ich noch einen Pflichttermin bei Herrn Güldenberg, dem Spiritual, wie seine Amtsbezeichnung war. Jeder bekam ab und zu so einen Besprechungstermin. Ich weiß, dass ich bei ihm einmal „Rotz und Wasser“ geheult hatte. Ob es an diesem Abend war?

Dies alles blieb nicht ohne Wirkung. Ich konnte mich tatsächlich, wenn auch gezwungenermaßen, G. gegenüber zurücknehmen, kümmerte mich mehr um die Freundschaften im Internat, um die Schule, und wartete relativ geduldig auf das Ende.

Als ich 2012 große Teile dieser meiner Erinnerungen aufschrieb, nahm ich nochmals mit dem ehemaligen Direktor Gabriel, er war damals 84 Jahre alt, Kontakt auf. Ich hatte ihm einen sehr verständlichen Brief geschrieben. Er lebte damals in Mandelbachtal-Halbkirchen. Aus seiner Antwort in einem recht langen und tiefgreifend schönen Brief möchte ich zwei Sätze zitieren: *„Dass du mich angeschrieben und an mich gedacht hast, war für mich etwas Beglückendes – weiß ich doch auch, dass es im Konvikt so Manches Schwere gab und ich nicht immer alles tun konnte und getan habe, meinen ehemaligen Schülern das zu geben, worauf sie gewartet hatten und ich des Öfteren den Herrgott um Vergebung bitten musste. Du hast mir gedankt und ausgesprochen, dass Deine Lebenszeit im Konvikt geprägt wurde - Andere haben da sicher eine hier abweichende Meinung.“*

Trotz langen Nachdenkens, wie er schrieb, ich hatte ihm einige Stichworte über mich eingefügt, konnte er sich nicht mehr an mich erinnern.

## **Zweifel am Priesterberuf**

Die letzten beiden Jahre war eine Zeit voller Zweifel an mir, an der Schulsituation und wie das mit meiner Priesterberufung weitergehen sollte. Parallel zur Erfahrung des ersten Verliebtseins, und trotz immer wieder von Pater Güldenberg und Direktor Gabriel empfohlener und selbst versuchter Sublimierungsversuche, stellte sich immer deutlicher die Frage, will und kann ich überhaupt noch

Priester werden. Mehr und mehr war ich hin und her gerissen zwischen weiter so auf dem nun mal eingeschlagenen Weg und dem Durchbruch des Dranges, eine andere Entscheidung für meine weitere Zukunft treffen zu müssen.

Wer kann in diesem Alter rational Probleme angehen und lösen? Eher war ich zumindest phasenweise ein getriebener zwischen meinen alten Moralvorstellungen und den neu aufbrechenden Gefühlen und Gedanken. Ich musste und konnte diese Überlegungen immer wieder meinem Tagebuch anvertrauen. Schreiben war damals schon eine gute Möglichkeit für mich, mich innerlich vor allem etwas zu sortieren und durch Niederschreiben loszulassen.

Dennoch konnte ich dieses Thema nicht mehr länger verdrängen. Auch fiel es mir immer schwerer, unter faschen Vorzeichen im Konvikt zu bleiben. Lieber gleich einige Menschen, die mir nahestanden, enttäuschen als mit schlechtem Gewissen eine unehrliche Rolle spielen müssen, war langsam meine Richtung, in die ich mich mehr und mehr bewegte.

### **Die finanzielle Situation meiner Eltern**

Den letzten und endgültigen Ausschlag für meine Entscheidung, das Konvikt zu verlassen, verlassen zu müssen und zu können, kam wieder einmal geradezu schicksalhaft (oder war es wieder Fügung?) Mitte der 7. Klasse auf mich zu. Allen würde dann gedient sein: Mir, dem Direktor und meinen Eltern.

Das Internat kündigte an, das „Kostgeld“ zum neuen Schuljahr erhöhen zu müssen. Meinen Eltern war klar, dass sie das Geld, obwohl wir den geringsten möglichen Satz zahlen mussten, nicht mehr aufbringen konnten, vor allem weil meine Mutter schwanger wurde und selbst nichts mehr zur Finanzierung beitragen konnte. In einigen bewegenden Briefen, die ich behalten habe, wurde dies vor allem zwischen meiner Mutter und mir diskutiert.

Unserem neuen Heimatpfarrer, der mich sowieso nicht leiden mochte, - vielleicht ahnte er, dass ich kein „Priestertyp“ bin – hatten sie sich schon anvertraut. Er zeigte keinerlei Interesse, etwas für sie und mich zu tun. Ob er Kontakt zum Konvikt hatte und über meine komplizierte Situation informiert war, weiß ich nicht. So meinten sie, ich selbst solle doch mit dem Herrn Direktor sprechen. Sie hatten keine Ahnung von meinen schlechten Karten und meiner Gradwanderung zwischen Rausschmiss und noch gewissermaßen auf Bewährung geduldet sein.

Aber die Chance war urplötzlich da. „Gott sei Dank“, so traurig und schwierig es auch zunächst erschien. Der Gordische Knoten konnte mit einem Schlag durchtrennt werden – und zwar durch mich selbst.

Ich hatte es jetzt in meiner Hand: Problem Direktor und Internat weg! „Priester werden müssen“ weg! Dazu genügte ein Brief an meine Eltern mit der klaren Ansage: Ich gehe Ende des Schuljahres raus! Möchte aber unbedingt Abitur machen! Vater möge mich in Landau anmelden. Ganz so kurz war der Brief wohl nicht, aber deutlich und bestimmt. Ich hatte von mir aus den Wunsch einzutreten, und jetzt konnte ich nach sieben Jahren auch das Austreten mutig und selbstbewusst vorschlagen.

*Zitat aus dem folgenden Brief meiner Mutter: Das Abitur machst du auf jeden Fall, wenn nicht in Speyer dann in Landau. Alles Gute und viel Grüße, Deine Mutter.*

Vater tat sich damit etwas schwerer, und hatte noch gemeint, es gäbe vielleicht doch noch irgendwie eine Lösung. Aber mit Mutters Antwort war es entschieden. Der Abgang, Anfang April 1966, war nur noch eine Frage der Zeit, ein paar Monate noch und die hielt ich, ohne nochmals groß aus der Rolle zu fallen, durch. Es ging mir psychisch deutlich besser, die Noten wurden auch wieder besser und ab Januar brauchte ich kein Tagebuch mehr, weil manchmal sogar ein bisschen euphorisch das neue Leben nach der „Kastenzeit“ geplant werden konnte.

**Anhang**

BISCHÖFLICHES KONVIKT  
ST. LUDWIG IN SPEYER

Satzungen der Haus-  
ordnung

Tagesordnung  
-----

An Werktagen:

6.00	Uhr	Aufstehen
6.20		Morgengebet-Hl.Messe-Studium am Pult
7.30		Kaffee
7.50		Gang zur Schule(mit dem Glockenzeichen)
12.45		Freistudium - Beschäftigung am Pult(Stille)
13.15		Mittagessen
13.45		Freizeit-Spiel(nicht im Studierraum)
15.00		Studium am Pult bzw. Sport
16.00		Kaffee-Freizeit-Besorgungen in der Stadt(Erlaubnis einholen)
17.00		Studium am Pult.- 17.55-18.00 Pause
18.45		Geistliche Lesung für alle am Pult
19.00		Abendessen
20.00		Abendgebet für Unterstufe im Orator (Frei)studium für Mittel-und Oberstufe am Pult
21.00		Abendgebet für Mittel-und Oberstufe im Orator
21.45		Bettruhe bzw. Studium Bettruhe für alle

An Sonntagen:

7.25	Uhr	Aufstehen
7.50		Morgengebet für alle in der Kirche- Hl.Messe
		Kaffee- Freizeit
10.00		Studium am Pult
11.00		Chorgesang bzw. Freizeit
12.00		Mittagessen
12.45		Spaziergang in Gruppen bis 16.00 Uhr(mindestens bis 14.30 Uhr)
16.00		Kaffee
16.30		Andacht
17.00		Studium am Pult
18.00		Freistudium am Pult-Gruppenstunden
19.00		Abendessen Freizeit
20.30		Abendgebet für Unterstufe im Orator
21.30		Abendgebet für Mittel-und Oberstufe im Orator
21.45		Bettruhe für alle

### D E R S T U D I E R R A U M

---

1. Die Studierräume sind nicht als Aufenthaltsräume angelegt, sondern dienen ausschließlich dem Studium bzw. der freiwilligen Weiterbildung. Daher ist während des Studiums das Stillschweigen Gewissenspflicht jedes einzelnen. Für die Freizeit stehen eigene Aufenthaltsräume zur Verfügung.
2. Die Studiersaalpräfekten sind Mitschüler der Oberstufe, die von ihren Klassenkameraden frei gewählt und von der Konviktsleitung beauftragt werden. Sie übernehmen in persönlicher Mitverantwortung auf Anweisung der Konviktsleitung die Aufsicht in den Studierräumen und während des Studiums. Ihr Amt verwalten sie im Gehorsam gegenüber den geistlichen Präfekten und dem Direktor des Konviktes und sind ihren Vorgesetzten Rechenschaft schuldig.
3. Der geistlichen Führung des Hauses steht allein das Strafrecht zu, das stets persönlich angewandt wird, um Härten ungerechter Art auszuschließen.
4. Die Studiersaalpräfekten haben kraft ihres Amtes das Recht, in ihrem Raum für Sauberkeit und Ordnung zu sorgen und evtl. Ordnungsdienste zu vergeben, jedoch nicht im Strafvollzug.

### L E S E Z I M M E R

---

1. Das Lesezimmer steht nur solchen zur Verfügung, die in der Freizeit lesen oder studieren wollen. Darum muß im Lesezimmer stets das Stillschweigen beachtet werden. (Soweit Lesezimmer zugleich als Aufenthaltsräume vorgesehen sind, kann nach Vereinbarung eine Ausnahme von dieser Vorschrift gemacht werden.)
2. Vor Benutzung der Freihandbücherei ist immer auf saubere Hände zu achten.
3. Es ist nicht statthaft, Bücher außerhalb der festgesetzten Bibliotheksstunden aus dem Lesezimmer zu entfernen.
4. Zur vorübergehenden Lektüre können Bücher im Lesezimmer eingesehen werden, -für Unterstufe zeitlich begrenzt, -für Mittel- und Oberstufe in jeder Freizeit.
5. Sobald es zum Ende der Freizeit läutet, werden die Bücher genau eingeordnet. Dabei ist die Kennzeichnung auf dem Buchrücken maßgebend.
6. Beschädigungen jeder Art werden sofort gemeldet, selbst wenn diese nicht direkt verschuldet sind.
7. Bücher, die zerrissen oder durch fahrlässige Behandlung beschädigt werden, werden ganz ersetzt, d.h. der Schadensurheber zahlt ein neues Buch und die Versandkosten. In jedem Schadensfall wird der Tatbestand sorgfältig geprüft, um Ungerechtigkeiten bei der Wiedergutmachung auszuschalten. Dabei kommt es auf die Wahrhaftigkeit an.

8. Jeder Konviktor darf nur 1 Unterhaltungsbuch und 1 Buch aus der geistlichen Lektüre in der Bibliotheksstunde auswählen. Bei Nichtbeachtung dieser Vorschrift bzw. bei Weiterverleihung an Mitschüler wird eine Strafgebühr erhoben.
9. Wer Bücher bemalt oder beschriftet, macht sich zum Eigentümer und muß die Bücher ersetzen.- Lesezeichen werden vor Rückgabe des Buches entfernt.
10. Den von der Konviktsleitung beauftragten Bibliothekaren ist unbedingt Folge zu leisten.

### D I E G Ä N G E

-----

Auf den Gängen wird nicht gespielt und geraucht.- Auf dem Flur vor den Schlafsälen ist tagsüber Ruhe zu bewahren, nachts Stillschweigen.- Papier und unbrauchbare Schachteln gehören nicht auf die Schränke, sondern in die Papierkörbe, Obstreste in die Eimer-Schachteln zerkleinern.- Die Schränke bleiben stets aufgeräumt.-Schmutzige Wäsche wird im Kofferspeicher abgelegt.-Esswaren kommen ohne Ausnahme in die Essgefäßer des Speisesaals.-Schrankschlüssel werden abgezogen und mitgeführt, Verluste gemeldet.- Kleidungsstücke, die nicht ordnungsgemäß untergebracht werden und verlorengehen, können nicht ersetzt werden.- Sie sind lt. Vorschrift mit dem vollen Namen zu versehen.-Turnsachen, die nachmittags gebraucht werden, sind morgens im Schrank bereitzulegen.-Tagsüber bleiben die Schlafsäle verschlossen.-Schlafsaaltüren möchten möglichst geräuschlos geöffnet und geschlossen werden, um Kameraden, die bereits eingeschlafen sind, nicht zu stören.-Ballspiel auf den Gängen muß mit Rücksicht auf die kostspielige Erhaltung des Hauses unterbleiben oder es wird eine spürbare Geldbuße auferlegt.

### D I E S C H L A F S Ä L E

-----

Die Ordnung im Schlafsaal wird in ähnlicher Weise gehandhabt wie in den Studierräumen.- Die Schlafsaalpräfekten werden von ihren Klassenkameraden frei gewählt und erklären sich für Ordnung und Sauberkeit in ihrem Raum mitverantwortlich.-Strafen können nur von den geistlichen Präfekten bzw. dem Direktor erteilt werden. Wer die Nachtruhe bewußt stört, wird zur Verantwortung gezogen.- Das Gebot der Nächstenliebe bleibt auch hier oberstes Gesetz.- Rücksichtslosigkeit darf auch von den Kameraden nicht einfach hingenommen werden; dies wäre falsch verstandene Kameradschaft. Wer später in den Schlafsaal kommt, darf kein Licht machen. Wer länger aufbleiben muß, braucht eine eigene Erlaubnis, die niemals vorausgesetzt werden darf.

### D I E W A S C H R Ä U M E

Jeder benutzt nur das Waschbecken, das seine Nummer trägt.-Nach dem Waschen sind die Wasserhähnen zuzudrehen.- Niemand bedient sich der Toilettensachen eines andern.-Darum rechtzeitig Zahnpasten und Seifen kaufen.-Waschplatz sauber halten.-Schmutzige Wäsche kommt in den Kofferspeicher.-Getrocknete Wäsche muß von der Leine abgenommen werden.-Handtücher und Waschlappen rechtzeitig wechseln.-Der Waschraum ist nicht als Spiel- und Aufenthaltsraum eingerichtet, -darum möchte jeder den Waschraum nach Besorgung der Toilette verlassen.

### D I E M U S I K Z I M M E R

1. Die Übungszeiten sind dem Plan entsprechend genau einzuhalten.
  2. Der Wechsel in den Musikräumen muß pünktlich nach jeder halben Stunde erfolgen. Die Abwesenheit beim Studium wird vorher dem Stüdiersaalpräfekten bzw. den geistlichen Präfekten bzw. dem Direktor angezeigt.
  3. Die Klaviere dürfen nicht von mehreren gleichzeitig benutzt werden. Wem leihweise ein Saiteninstrument anvertraut wurde, ist im Gewissen verpflichtet, das Instrument schonend zu behandeln und Schäden zu ersetzen.
  4. Die Musikzimmer sind keine Aufenthaltsräume für solche, die dort nicht zu üben haben.
  5. Wer die Übungszeit beendet, ist verpflichtet, die Noten sorgfältig zu ordnen und den Raum in tadellosem Zustand zu verlassen.
  6. Beschädigungen, die selbst verursacht oder nur entdeckt werden, müssen noch am gleichen Tag gemeldet werden, um die Hausgemeinschaft nicht ungebührlich zu belasten.
  7. Die Übungszeiten werden gut ausgenützt, -die vom Musiklehrer gestellten Aufgaben vordringlich erfüllt.
  8. Der Aufenthalt in den Musikzimmern während der Freizeiten bzw. außerhalb der festgesetzten Übungsstunden ist verboten, es sei denn mit ausdrücklicher Erlaubnis der geistlichen Präfekten oder des Direktors.
  9. Ausgefallene Übungsstunden können mit Erlaubnis nachgeholt werden.
- Unterstufe beachtet den Aushang in den Musikzimmern.

### D E R S P I E L H O F

Der verhältnismäßig enge Raum, der dem Konvikt als Spielhof zur Verfügung steht, muß im Geist echter Kameradschaft und Brüderlichkeit geteilt werden. -Fußballspiel ist in den regulären Spielzeiten für die einzelnen Gruppen auf anderen Sportplätzen vorgesehen. -

DIE HAUSORDNUNG DES BISCHÖPLICHEN KONVIKTES KANN UND WILL NICHT DAS PERSÖNLICH GUTE GEWISSEN DES EINZELNEN ERSETZEN: -SIE WÜCHTE MITHELFFEN ZUR BILDUNG UND FÖRDERUNG EINER CHRISTLICHEN PERSÖNLICHKEIT UND ZUM WOHL DER GEMEINSCHAFT SOWIE DEM HOHEN ZIEL DES HAUSORDNUNG

S E R V A O R D I N E M E T O R D O T E S E R V A B I T



## Teil 2: Im Altsprachlichen Gymnasium Speyer

### Inhalt

<i>Vorwort</i>	129
<i>Die erste Klasse (1959/1960)</i>	130
<i>Die zweite Klasse (1960/1961)</i>	134
<i>Die dritte Klasse (1961/1962)</i>	137
<i>Die vierte Klasse (1962/1963)</i>	139
<i>Die fünfte Klasse (1963/1964)</i>	142
<i>Die 6. Klasse (1964/1965)</i>	145
<i>Die 11. Klasse (1965/1966)</i>	149
<i>Lehrer, die ich nicht vergessen kann</i>	157
Der Zech	157
Der „Zahn“	159
Nochmal „Mentze- Karl“	159
Die nette Französischlehrerin	160
Karl Hufnagel: Das Meisterlein – oder Picasso	161
<i>Fazit</i>	162

## **Vorwort**

Das Wort Gymnasium war für mich in meinen ersten Volksschuljahren ein totales Fremdwort. Darunter konnte ich mir überhaupt nichts vorstellen. Es war auch nie am Familientisch in irgendeiner Form thematisiert worden. In dieser Zeit gingen nur der Sohn des Apothekers, der eines großen Korbfabrikanten und der des Pflugwirts in die höhere Schule. Als der Nachbarsjunge Bruno (der ein Jahr ältere Sohn eines benachbarten Großbauern) „aufs“ Gymnasium nach Landau fuhr und mich aufklärte, war ich nicht wirklich schlauer. Er meinte nämlich, er könne vielleicht tausend Berufe lernen und ich nur etwa fünfzig.

Dass sich das schnell änderte, habe ich schon im ersten Teil der Erinnerungen beschrieben.

Vielleicht lässt sich meine Schulzeit mit den Worten meines letzten Klassenleiters Höchel zusammenfassen, die er für meine Bewerbung zur Reifeprüfung 1967 am Eduard-Spranger-Gymnasium in Landau formuliert hat:

„Ein anständiger Charakter, ruhig und zurückhaltend. Er kann, wenn es darauf ankommt mehr leisten, als er normalerweise bietet.“

## Die erste Klasse (1959/1960)



Wenn an den Werktagen morgens um 7:50 Uhr das Klingelzeichen zum Abmarsch in die Schule ertönte, begann der wahre Ernst des Lebens. Fast ein Kilometer lang war der Schulweg: Durch die Maximilianstraße, am Dom nach rechts, am Bischöflichen

Palais vorbei, dann durch die Engelsgasse und schon stand man vor dem riesigen Sandsteingebäude, in dem es für sieben Jahre viel Mühe und Stress geben sollte. In der Schule gab es einen altsprachlichen und einen naturwissenschaftlichen Zweig.

Erst nach einer gewissen Anlaufzeit konnte ich mein „Fremdeln“ ablegen. Das war eine andere Nummer von Schule als die Volksschule! Was mir besonders auffiel, waren die vielen Kästen mit ausgestopften Tieren, die in fast allen Fluren über Kopfhöhe hingen. Nun ja, es war nicht mein Geschmack, alles war so bedrückend.

Das erste Schuljahr 1959/60 begannen wir in der 5b mit 34 Schülern, alle aus dem Konvikt. Waren dies noch Lehrer, die da vorne auf dem erhöhten Katheder thronten! Disziplinprobleme gab es kaum. Mit teilweise massivster verbaler Gewalt wurden uns ganz schnell jegliche Form von Unruhe oder kindlicher Überheblichkeit ausgetrieben. Meine Taktik war schnell klar: Im Mittelfeld mitschwimmen, den Sitzplatz nicht so weit vorne suchen, sich möglichst hinter einem breiten Rücken verstecken. Nicht immer sollte das gelingen, weil ich einer der Kleinsten war, der oft nach vorne versetzt wurde.

Eine einzige Szene ist mir aus dem ersten Schuljahr in Erinnerung geblieben, weil sie noch einige Jahre lang als besonderes Ereignis galt.



Wir hatten Latein bei Josef Helfrich, einem Lehrer, der ohne weiteres in den späteren Paukerfilmen hätte auftreten können. Über seinen Spitznamen „Stamper“ kann ich nur spekulieren. Möglicherweise weil er mit seinen kurzen Beinen kräftig aufstampfte, wenn er böse wurde. Dann konnte er schon gewaltig aus sich herausgehen.

So auch in jener legendären Lateinstunde, als es unruhig im Klassenzimmer war (bei 34 Schülern kein Wunder) und sich offensichtlich

eine einen „Spaß“ erlaubten. Es waren nämlich ab und zu „unanständige“ Geräusche aus mehreren Ecken zu vernehmen, die man täuschend echt mit dem Mund auf dem Unterarm produzieren konnte. Er explodierte schließlich und versuchte mit großem Theaterdonner von seinem Katheter herunter den Verursacher herauszukriegen. Nach einigem Hin und Her hatte er sein Opfer gefunden. Eine Schimpfkanonade ging auf ihn los. U.a. mit Worten wie „Du „Faazer“, du Bumber, du Sau du!“

Ein Lehrer, der Angst und Schrecken verbreiten konnte, war in der ersten Klasse unser Musiklehrer Heinrich Polloczek. Seine manchmal ironisch laute, teilweise befremdlich aggressive Art konnte ich nur mit großer Distanz ertragen. Ich musste ihn nur das erste Jahr aushalten. Er war offensichtlich zu Höherem berufen und ging als Sprecherzieher und Musikpädagoge kurze Zeit später an die PH nach Landau, wo ich ihn nochmals im ersten Semester genießen durfte. Er hatte sich nicht sehr verändert und genoss es, vor vierzig Studenten seine Lust am sehr wirkungsvollen Deklamieren und Dozieren auszuleben. Im zweiten Semester wurde durch die Umwandlung der PH in die EWH sein Wirken für mich überflüssig. Seinen Sohn erlebte mein Sohn in Bad Bergzabern als Klassenleiter in der ersten und zweiten Klasse. Er

hatte diese passionierte Extrovertiertheit seines Vaters nicht ererbt.

Mein erstes Zeugnis war fürs Gymnasium in Ordnung, weil es damals noch keine Inflation von guten Noten gab wie in der heutigen Zeit. Wenn man keine Fünf hatte, war die Welt damals in Ordnung, jedenfalls für mich. Deshalb gab es von den Lehrern bei der Herausgabe der Arbeiten immer wieder den Kommentar zu hören: „Die „Vier“ ist die „Eins“ des kleinen Mannes“. Ich richtete mich auf ein Leben „als kleiner Mann“ ein.

Meine wichtigste Note war sowieso die Sportnote. Da war ich vom Sportlehrer Mayer anfangs enttäuscht. Trotz einer Leichtathletik-Ehrenurkunde in der ersten Klasse erhielt ich keine Eins. Aber er kannte mich wohl als Schüler noch nicht persönlich. Als Entschuldigung lasse ich gelten, dass dies bei 34 Schülern und meiner angeborenen Zurückhaltung etwas dauerte.

## EHREN- URKUNDE

*Bei den Bundes-Jugendspielen 1959*

*zu Speyer am 27. VI.*

*errang **SCHIMPF ROBERT***

*geboren am **15. IV. 1948***

*im **Dreikampf** mit **55 Punkten**  
*einen Sieg**

*Als Anerkennung gebe ich diese Urkunde.*



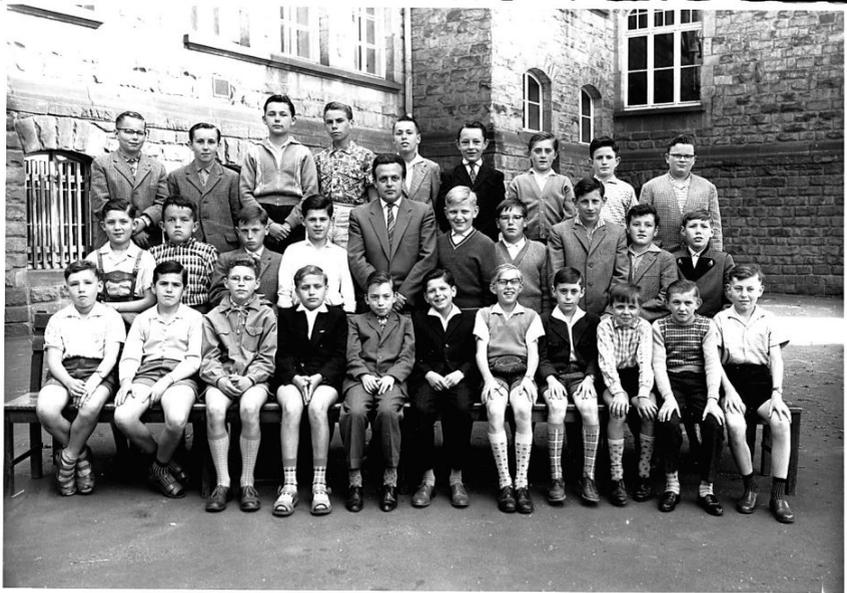
*Bundespräsident*

*Strobel*

Ehrenurkunden sollte ich zunächst regelmäßig erhalten. Durch mein Spätentwicklerproblem hatte ich mit fünfzehn und sechzehn Jahren wegen meiner körperlichen Unterentwicklung allerdings nur noch Chancen für Siegerurkunden. Allerdings gab es später in meiner Schulzeit wieder Ehrenurkunden. Dass ich das erwähnen muss, zeigt welche Bedeutung der Sport für mich und mein Selbstbewusstsein hatte.

## Die zweite Klasse (1960/1961)

Das folgende Klassenbild wurde in der zweiten Klasse aufgenommen. Wie immer habe ich mich nicht vorgedrängt, obwohl ich doch von der Größe her in die erste Reihe gehört hätte.



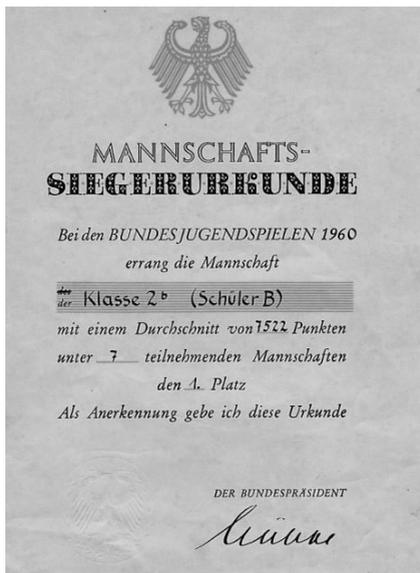
(In der Mitte unser Klassenleiter und Lateinlehrer Steigner)

1. Reihe: v. li.: Michael Schlosser, Peter Burkhart, Norbert Kunz, Klaus-Hugo Magin, Bernhard Bast, Claus-H. Mappes, Hans-Peter Klein, Robert Jüllig, Willi Ungeheuer, Hermann Hetzler, Norbert Schütt
2. Reihe: v. li.: Heribert Brenk, Theodor Glaser, Alfons Huwe, Manfred Hoffmann, Lehrer Steigner, Wolfgang Kretz, Martin Seibel, Peter Schaller, Wolfgang Nauerz, Hans Werner Rey
3. Reihe: v. li.: Theobald Graf, Alex Verheyen, Rainer Kölsch, Hermann Thoma, - , Peter Bumb, Alfons Straßer, Robert Schimpf, Karl Fink.

Alle Mitschüler haben sich auf dem Klassenfoto mit ihrer Unterschrift verewigt.



Im Sport war ich inzwischen auch in der Klasse anerkannt. Man überreichte mir die folgende Urkunde, eine Mannschaftsurkunde, die ich bis heute aufbewahrt habe.



Beim alten aber immer noch agilen Sportlehrer Mayer sollte ich also doch endlich mit Leistungen überzeugen können. Ich war zwar nicht sehr groß und kräftig, dafür jedoch schnell und gewandt. Es wurde damals noch regelmäßig im Unterricht geturnt, was mir ebenso lag wie alle Spielformen und auch die Leichtathletik

In meinem vorherigen Leben kannte ich noch keine Turnhalle. In Schaidt ging man höchstens mal auf den Fußballplatz. Ab der Zeit in Speyer sollte die Turnhalle jedoch so etwas wie der Mittelpunkt meines Lebens werden. Sport war das einzige Fach, auf das ich mich richtig freute, wie auch später als Lehrer. Das war selten Stress für mich, weder als Schüler noch als Lehrer, wo ich mich mitfreuen konnte, weil ich einen Unterricht machte, wie ich ihn mir als Schüler gewünscht hätte: Etwas Neues zu erarbeiten im ersten Teil. Dann musste aber immer noch so viel Zeit für ein ausgedehntes Spiel gegen Ende der Stunde bleiben.

Herr Mayer zelebrierte geradezu noch Elemente der vormilitärischen bzw. turnerischen Ausbildung aus Vorkriegszeiten. Ich erinnere mich, dass wir zu Beginn der Stunde immer erst mal hintereinander und möglichst im Gleichschritt einige Runden in der Halle marschieren mussten. Das ging so lange, bis es einigermaßen funktionierte. Gegen Drill hatte ich schon in jungen Jahren eine natürliche Abneigung. Selbstverständlich zeigte ich dies nicht. Die Zuneigung des Sportlehrers wollte ich nicht aufs Spiel setzen.



Das Bild vom Herrn Mayer habe aus dem später eingefügten Gesamtbild des damaligen Kollegiums herausgescannt. Ich wundere mich schon sehr, dass er einen Ehrenplatz genau vorne in der Mitte neben dem Direktor erhalten hatte. Sportlehrer rangierten sonst in der sozialen Rangordnung eines humanistischen Gymnasiums eher ganz hinten.

Er selbst wurde auch nicht unbedingt das Vorbild für meine spätere Berufsentscheidung. Das war eher ein jüngerer dynamischer Lehrer, der bei uns einige

Jahre später Mathematik und Sport unterrichtete. Diese Fächerkombination fand ich damals schon ideal.

## Die dritte Klasse (1961/1962)

Wie sehr Schulleistungen und Schulnoten vom Lehrer abhängen, beweisen meine Zeugnisse der dritten Klasse: Mit Französisch kam eine neue Sprache hinzu. Es fiel mir bei meiner angeborenen Gehemmtheit und dem meiner etwas schwerfälligen Muttersprache Pfälzisch nicht leicht, elegant und eloquent das für mich gekünstelte Französisch auszusprechen. Dennoch sollte ich als nicht sprachbegabter Mensch im Zeugnis eine Drei erhalten. Auch die anderen Noten waren in Ordnung, in Mitarbeit hatte ich erstmals wieder eine Zwei. Das lag einzig und allein an dem Klassenlehrer Dr. Schimpf. Er hatte mich als Namensverwandter logischerweise sofort freundlicher aus der anonymen Masse herausgehoben, als ich das von vielen anderen Lehrern erfahren hatte. Ich bin mir sicher, dass deshalb meine Leistungen auch besser waren. Auch hatte ich in seinen Stunden nicht dieses Gefühl, jederzeit auf der Hut sein zu müssen, weil ich mit etwas Überraschendem rechnen musste. Berechenbarkeit ist die höchste Auszeichnung für einen Lehrer!



Damals während des Höhepunktes der Aussöhnung mit Frankreich wurden auch mit großem Nachdruck Briefpartnerschaften mit jungen Franzosen gefordert. Wie immer, nach einem oder zwei Briefen war es mir zu anstrengend. Später sollte ich bei meinem Sohn solches mangelhafte Durchhaltevermögen kritisieren. „Er hat es nicht gestohlen“, würde meine Mutter wieder dazu sagen.

Es könnte auch sein, dass mein Briefpartner das Schreiben eingestellt hat, weil ich nur folgenden Brief besitze:

Tulle den 21. 3. 63

Lieber Robert

Ich heiße Aurier. Mein Vorname ist  
Augustin. Ich bin 15 Jahre alt  
Ich bin 1,65 Meter hoch. Mein  
Vater ist Offizier. Er ist 43  
Jahre alt. Meine Mutter ist 40  
Jahre alt. Ich habe zwei Bräder  
und eine Schwester. Sie heißen

Rene, Raymond, Marcelle.  
Rene ist 24 Jahre alt, Raymond  
ist 29 Jahre alt, Marcelle ist  
20 Jahre alt.

Ich wohne in Bordeaux, aber ich  
bin in einer Militärschule von Tulle.  
Während die Schultagen, meine  
Adresse ist:

Ecole Aurier Augustin  
E.M.P.T. 3<sup>e</sup> Batterie 4<sup>T3</sup>  
Tulle - (Corrèze)  
- France -

Ihre Ferien meine Adresse ist

Monsieur Aurier Augustin  
Camp de Sauges par St Léonard  
en Jalle (Egironde)  
- France -

ich mache gern Sport.  
Mein Lieblingssport ist der Basketball.  
Ich hätte viele Photographie von  
Künstlerinnen; Schickst du mir  
nele Photographie.  
Hier wird es wärmer als im Februar.  
Die Osterferien beginnen am den  
25<sup>ten</sup> März bis 16<sup>ten</sup> April.  
Mit freundlichen Grüßen  
Euer

~~Aurier~~

## **Die vierte Klasse (1962/1963)**

Griechisch war als neues Fach hinzugekommen. Ein nächster großer Brocken, der nur mit viel Auswendiglernen und Fleiß zu bewältigen war. Außerdem meine ich mich zu erinnern, dass wir ab jetzt alle Tage sechs Stunden Unterricht hatten. Die Ausnahme bildete der Samstag mit nur vier.

Mein sanguinisches Wesen litt teilweise große Qualen, weil ich weder lange ruhig sitzen noch mich konzentrieren konnte. Dass ich das alles durchgestanden habe, erscheint mir heute noch als ein kleines Wunder. Denn Anforderungen gab es damals unglaublich viele. Wahrscheinlich steckt man es als Kind einfach besser weg. Dennoch reduzierte sich die Anzahl der Klassenkameraden von Jahr zu Jahr immer mehr.

Mein einziger Arrest stammt etwa aus dieser Zeit: Ein Festtag für den normalen Schüler ist die Erkrankung eines Lehrers. Eine damalige junge Lehrerin in Deutsch fehlte schon seit einigen Tagen und wir, mein damaliger Banknachbar Norbert Schütt und ich, hatten uns schon auf einen erneuten Stundenausfall eingestellt. Es kam dann meist eine Vertretung, und man durfte sich still beschäftigen. Jedenfalls hatten wir „Schiffe versenken“ für diese Stunde ausgemacht, egal, ob die Deutschlehrerin kommen würde oder nicht.

Pech für uns. Sie war da. Aber auch wir hatten unseren Stolz: Ausgemacht ist ausgemacht. Das Spiel wird durchgezogen. So dauerte es nicht lange und sie stand neben uns. Die beiden Beweisstücke waren schnell entdeckt und ebenso schnell ein Arrest ausgesprochen. Ich dachte, ich sei in einem falschen Film. Peinlich, gleich ein Arrest! Viele Verweise oder Arreste durfte man sich damals nicht erlauben, ohne von der Schule zu fliegen.

Der Direktor des Konvikts als Elternvertreter bestellte uns erwartungsgemäß zum Rapport. Ich war wirklich ein braver Junge, hatte sogar im Habjahreszeugnis erstmals in Betragen eine Eins, und stand bestimmt reuevoll und bußfertig vorm Chef.

An einem Nachmittag mussten wir dann im Gymnasium antreten. Es galt, eine Vorgangsbeschreibung mit dem Titel „Wie zünde ich den Ofen an“ zu schreiben. Das konnte ich recht gut, denn einen Ofen anzuzünden hatte ich zu Hause gelernt. Alles war dann halb so schlimm. Die Strafe hatte seine Wirkung gehabt. Nie mehr bekam ich eine derartige.

Lange genug war ich Lehrer. Wenn ich mir vorstelle, wie viele Arreste ich für ähnliche Vergehen meiner Schüler hätte ausstellen müssen? Alle Tage hätte ich am Nachmittag in der Schule bleiben müssen, um die Strafen einzufordern. Nicht alles war früher besser.

Beim zeitlichen Einordnen meiner Teilnahme am Bezirksjugendsportfest in Neustadt, wo ich zu der vielleicht zehnköpfigen Auswahlmannschaft unseres Gymnasiums gehörte, tue ich mir heute schwer. Neben dem Dreikampf in der Leichtathletik wurden auch noch auf einer Fünfzig-Meter-Bahn die Schwimmleistungen miteinander verglichen. Morgens bei unbeheiztem Wasser hatte ich diese Horrordisziplin vor mir. Schwimmen war auch nicht vorher geübt worden. Die wenigen Male, die ich Sommer ins Schwimmbad durfte, nutzte ich zum Springen vom Sprungbrett. Hin- und Herschwimmen war nicht meine Welt. Außerdem sollte ich fürs Schwimmen kein Talent haben.

So stand ich mit bangem Herzen auf dem Startblock, weil ich keine Außenbahn hatte. Was tue ich, wenn ich die 50 Meter nicht durchstehe? Da ich logischerweise unbedingt schnell schwimmen wollte, kraulte ich in meinem unglaublich ineffektiven Stil, der eher an den eines Ertrinkenden erinnerte – und da waren erst 25 Meter vorbei. Ich glaube, dass ich anfang zu stöhnen und bald der Verzweiflung nahe war, so dass ein auf der Nachbarbahn schwimmender Kollege es nicht mitansehen konnte und meinte, ich solle doch langsam machen. Mit dem Bruststil und in einer ziemlich schlechten Zeit rettete ich mich schließlich noch ins Ziel. Kaum zu erwähnen, dass wir bei der Gesamtabrechnung ziemlich weit hinten lagen. Ich hatte zuvor schon gesagt, dass Schwimmen

nicht meine Stärke war. Aber meine Mannschaftskameraden waren insgesamt auch nicht besser.

Mein Zeugnis war in diesem Jahr in Ordnung. Natürlich freute ich mich über eine Drei in Latein und Französisch.



Der Klassenleiter mit einer künstlerisch anspruchsvollen Schrift war der neue Kunsterzieher Frosch. Das Bild entstand einige Jahre später (in der 7. Klasse) bei einer Schüler-Lehrerparty.



Einen legendären und in seiner Art Noten zu ermitteln einmaligen Lehrer muss ich noch erwähnen. Er schaut auf dem Bild so spitzbübisch und das war er auch. Sein Spitzname war „die Wahrheit“. Er hieß tatsächlich Wahrheit, war Pfarrer und unterrichtete selbstverständlich Religion. Er thronte wie ein Buddha vorne auf dem Katheder und hatte die ganze Zeit sein rotes Notenbuch aufgeschlagen. Gab jemand eine vernünftige Antwort oder einen guten Beitrag von sich, unterbrach er die Unterrichtssituation mit der Bemerkung „ein Plos-Ponkt!“ So hörte es sich jedenfalls an. Mit seinem Bleistift trug es dann sofort dem entsprechenden Schüler ein kleines Plus-Zeichen ein. Das Erstellen der Zeugnisnote war dann einfach und seiner Meinung nach gerecht. Er zelebrierte es dann auch vor der Klasse. Etwa in der Art: Über 20 Punkte eine Eins, von 20 bis 15 eine Zwei und so weiter. Meine Chancen auf eine gute Note waren minimal, weil ich lieber den Mund hielt, als etwas Falsches zu sagen.

## Die fünfte Klasse (1963/1964)

Eine neue Situation. Nicht nur in meiner Klasse wurde von den Lehrern kräftig „ausgesiebt“, wie es damals hieß. Auch die Nachbarklasse bestehend aus Nicht-Konviktschülern war so weit geschrumpft, dass man aus beiden eine einzige machen konnte. Wir wurden als frühere B-Klasse in die 5a integriert.

Erstmals sollte es schulleistungsmäßig eng für mich werden. Ohne Rücksicht auf Verluste wurde in Französisch, wo wir fünf Kapitel hinter der anderen Klasse waren, beim Stand der anderen Klasse weitergemacht. Immer hatte ich zuvor in Französisch eine Drei. Nach dieser Wort- und Grammatiklücke sollte ich mich nicht mehr erholen und bis zum Ende in der elften Klasse zwischen Vier und Fünf herumkriechen.

Im ersten halben Jahr erhielt ich meine erste Fünf (in Griechisch) im Zeugnis und damit den Vermerk „Vorrücken nicht gesichert“. Mit zwei Fünfen war man damals durchgefallen. Ich ging damit recht offensiv um, und meine Eltern wussten schon von meinen Nöten. In Rücksprache mit dem Direktor bekam ich von einem älteren Schüler für eine DM pro Stunde Nachhilfe. Die Zeugnisnote konnte auf Vier gedrückt werden, aber dafür stand nun in Latein eine „Mangelhaft“ im Schlusszeugnis. Wenigstens wurde ich in die nächste Klasse versetzt.

Ein Hauptgrund war wohl das große immer vielfacher werdende Pensum mit immer neuen Fächern. Jetzt war noch Physik dazugekommen. Der gesamte Lernumfang erdrückte mich fast. Ich konnte nicht stundenlang hinter den Schulbüchern sitzen.

Außerdem waren mir andere Tätigkeiten wichtiger. So war ich aktiv an der großen Schulaktion des Gymnasiums „Päckchen nach Drüben“ (so oder so ähnlich hieß die Schüleraktion) beteiligt. Möglicherweise wurde ich auch als Klassensprecher dazu verpflichtet, vielleicht war auch Bernhard Bast Klassensprecher und ich unterstützte ihn dabei. Ich tue mir in der zeitlichen Einordnung schwer. Organisiert wurde dies vom Schülersprecher und den Klassensprechern.

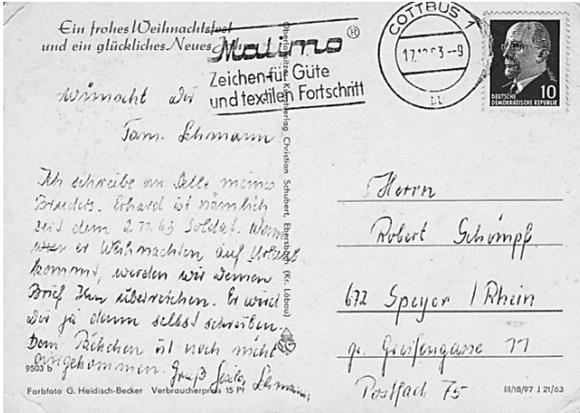
Erstmals begann diese Aktion im Herbst 1963. Wir sammelten mit Hilfe der Schüler Lebensmittel, Kaffee, Tee und Süßigkeiten in großen Mengen und lagerten sie in der Schule. Hier wurden sie von uns in Päckchen verpackt und mit der Angabe unserer privaten Adresse an Bürger in der DDR geschickt. Diese Privatadressen bekamen wir über irgendein kirchliches Sozialwerk vermittelt. In jedem Paket musste eine Liste mit dem Namen des Artikels und dessen Gewicht beigelegt werden.

Dies war eine Beschäftigung für eine nicht geringe Anzahl an Nachmittagen, die mir beim Lernen fehlten. Dennoch machte es mir Freude. Auch war es ein gutes Werk. Dafür war ich immer bereit. Dass meine schulischen Leistungen darunter litten, war mir möglicherweise nicht gleichgültig, ich nahm es einfach in Kauf.

Die Idee, dass ich mich oft ausnutzen ließ, weil ich nicht nein sagen konnte, oder mich sogar noch geschmeichelt fühlte, kommt mir jetzt erst beim Nachfühlen dieser Zeit in den Sinn. Hätte ich besser mal für die Noten gelernt! Vielleicht hätte ich weniger Schulstress gehabt.

Die Pakete mussten auch geschnürt und beschriftet werden, was viel Zeit in Anspruch nahm. Weil nur von Privatpersonen Pakete in die DDR geschickt werden durften, mussten den Leuten auch noch Briefe geschrieben werden, um sie auf ein bevorstehendes Paket hinweisen. So entstand auch noch mit einigen ein allerdings meist kurzer Briefverkehr.

Zwei Dankkarten von mir unbekanntem und teils überraschten DDR-Bürgern an mich habe ich hier eingefügt.



Cottbus. 3.10.63

Lieber Robert!

Gestern erhielt ich Dein liebes Paket.  
Vielen Dank dafür. Ich habe mich  
sehr gefreut und war überrascht da  
ich Dich doch gar nicht kannte. Die  
guten Sachen können wir gut ge-  
brauchen

Ich möchte mich nun einmal kurz  
vorstellen, damit Du weißt, mit  
wem Du es zu tun hast. Ich bin  
24 Jahre alt und noch ledig. Von  
Beruf bin ich Dreher und arbeite in  
einer Maschinenfabrik. Geboren bin  
ich in Schlesien und habe nach  
unserer Umsiedlung in Cottbus eine  
neue Heimat gefunden. Cottbus  
ist eine Stadt mit 70.000 Einwohnern  
und ist der Zentrum eines großen  
Braunkohlegebietes. - Das wäre ein Körn-  
chen was ich von mir zu berichten hätte.  
Viele Grüße Dein Edward



Heute im Abstand von 50 Jahren gesehen. Was war jetzt wichtiger?  
Ich kann nur mit gemischten Gefühlen diese Frage beantworten,  
weil das mit der Schule gerade noch mal gut gegangen war.

Diese Karten sind echte Zeitdokumente.

## Die 6. Klasse (1964/1965)

Ein weiteres hartes Jahr sollte mir bevorstehen. Hauptgrund war der „Munding“, den ich auch noch als Klassenlehrer erhielt. Mit seinem Dokortitel und seiner sehr selbstbewussten, fast aristokratischem Erscheinung hatte ich meine Probleme. Selbst noch Jahre später erschien er mir in einigen Albträumen. Er war für mich der gefürchtetste Lehrer meiner ganzen Schulzeit. Schon alleine seine physische Präsenz konnte bei mir eine Versteifung meines Körpers und meiner Seele auslösen. Ich meine, wir hatten ihn auch schon im Jahr zuvor vier oder fünf Mal pro Woche in Griechisch. Bis zum Verlassen des Gymnasiums in Speyer begleitete er mich.



Ein einziges Mal sagte er etwas Positives über mich. Man muss wissen, dass der Schulhof im Sommer auch als Sportstätte genutzt wurde. Entlang der Straße, die an der Ostseite etwas tiefer vorbeilief, gab es eine kleine Weitsprunganlage.

Eines Tages kam er nach unserem Sportunterricht in den Klassenraum und erzählte, dass er uns gerade beim Weitsprung vom Fenster des Lehrerzimmers aus beobachtet hätte. U.a. meinte er, dass ich einen guten Sprungstil hätte. Es tat mir gut. Aber eine solche Leistung konnte ich in Griechisch nicht bringen.

Mein Trauma gegenüber manchen Menschen mit so einem Auftreten aus einer höheren Schicht sollte ich trotz meines Aufstiegs in die Mittelschicht nie ganz ablegen können.

Mit meinen sechzehn Jahren hatte ich immer mehr pubertäre Schwierigkeiten. Jetzt kam auch noch das erste Verliebtsein in ein Küchen-Mädchen im Internat hinzu, was nicht ohne Probleme mit

der Internatsleitung blieb. Alles keine guten Bedingungen für ein ruhiges Schülerleben. Wir hatten jetzt auch das größte Programm an Unterrichtsfächern, das überhaupt möglich war.

In meinem Zwischenzeugnis stand erstmals „Versetzung gefährdet“ wegen Mangelhaft in Französisch. Ich hatte in einer Nacherzählung wegen meines legendären schlechten Kurzzeitgedächtnisses meine erste richtige Sechs bekommen. Weiterhin wackelten meine Noten in Griechisch und Latein. In letzterem Fach hatte ich auch noch eine Fünf. Erstaunlicherweise nicht bei Dr. Munding. Waren meine Ängste vor ihm nur hausgemacht?

Es lohnt sich über einige Lebensabschnitte sich nochmals intensiv Gedanken zu machen. Mit vielen Personen habe ich mich aussöhnen können. Altersmilde anderen gegenüber und mit mir selbst hilft mir dabei.

Wie viel Stress hätte ich mir ersparen können, wenn ich nicht vieles so negativ und gegen mich gerichtet hätte erleben müssen. Selbst heute noch, wo ich begreife, wie entscheidend Positives Denken für eine gesunde Entwicklung ist, falle ich manchmal noch ins Schwarzsehen zurück.

Mit dem schlechtesten Zeugnis meiner ganzen Schulzeit wäre ich also fast durchgefallen.

Wie ich es hinbekam, dass ich ohne Mangelhaft am Ende des Schuljahres in die nächste Klasse versetzt wurde, weiß ich nicht mehr. Im Nachhinein schiebe ich es wieder einmal auf so etwas wie höhere Fügung - allen Ernstes!

Vaters Unterschrift im Zeugnis war für ihn ein notwendiges Übel. Nie hatte er auch nur eine einzige Bemerkung zu den Noten gemacht. Meist am Ende der Ferien nahm er erstmals das Zeugnis in die Hand, blickte kurz drüber und schrieb seinen Namen hin. Er hatte durch meine Briefe längst Bescheid gewusst, wie die Lage war. Wirklich gute Ratschläge konnte er nicht geben, also versuchte er es auch nicht. Dennoch bin ich überzeugt, dass er in dieser Zeit genauso wie meine Mutter sehr mit mir gelitten hat, wie auch aus Briefen hervorgeht. Mutter versuchte mir auch

manchmal Mut zu machen. Aber Reden war nicht das Wichtigste in unserer Familie. Eher das tiefverwurzelte Zusammenhalten, wenn es eng wurde.

Erwähnen muss ich noch, dass ich wohl in diesem Jahr nicht nur im Konvikt sondern auch in der Schule Klassensprecher war. Man hatte mich wahrscheinlich einfach wieder vorgeschlagen, weil ich diese Funktion auch im Internat hatte.

Es muss so gewesen sein, da ich noch eine recht wertvolle Postkarte mit Sonderstempel von der Bundesversammlung 1964 in Berlin besitze. Unser Religionslehrer Karl Mentz, der auch im Konvikt wohnte, war für die CDU als Wahlmann ausgesucht worden. Er schickte allen seinen Klassen so eine Karte. Und ich als Klassensprecher durfte sie also in Empfang nehmen. Lange Jahre dachte ich daran, sie mal bei einem Klassentreffen zu versteigern. Aber man hatte mich nie mehr später dazu eingeladen, wohl weil ich in Landau Abitur gemacht hatte.

Heute erst in meinem Rentnerdasein spüre ich, dass auch der „Mentze Karl“ seine Schüler zu mögen schien. Das wäre mir damals nicht eingefallen. Und es lag wiederum an mir, weil ich mich selbst so klein gemacht hatte.



Bei dieser Wahl wurde zum zweiten Mal Heinrich Lübke zum Bundespräsidenten gewählt. Eine Unterschrift auf der Karte

stammt vom Kanzler Adenauer und die unterste von Leicht, dem Bundestagsabgeordneten unseres Wahlkreises, der in Hagenbach wohnte, wenn ich mich richtig erinnere.

Mit dem Karl Mentz bin ich im nächsten Schuljahr einmal heftig aneinandergeraten. Als Pfarrer musste man damals angeblich die Bibel noch in der hebräischen Ursprache lesen können. Deshalb wurden wir Konviktooren einmal pro Woche am Nachmittag im Internat eben in dieser sehr komplizierten Sprache vom Karl Mentz unterrichtet. (Dafür lernte ich in meiner Schulzeit kein einziges Wort Englisch!) Jedenfalls war ich mit dieser neuen Sprache ziemlich überfordert. Wie und warum die Situation in einer Stunde am Nachmittag eskalierte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich war mir klar, dass ich das Konvikt verlassen würde und habe es geradezu provoziert. Er warf mich kurzerhand aus dem Kurs. Ich war geradezu erleichtert. Übrigens: „Ha Isch“ heißt der Mann auf Hebräisch, wenn ich mich richtig erinnere.

## Die 11. Klasse (1965/1966)

Das Durchzählen der Klassen von der Volksschule an wurde neu geordnet. Wir waren jetzt in der 11a, was nach alter Zählung die 7a gewesen wäre.

Was weiterhin beim Alten blieb, war mein alljährlicher persönlicher Stress vor einer der ersten Klassenleiterstunden an einem der ersten Schultage. Dies war die peinlichste Nummer am Anfang eines jeden Schuljahres für mich. Eine Ansammlung negativer Gefühle war nicht aufzulösen, auch nicht, nachdem ich einmal mit Mutter dieses Thema in den Ferien erörtert hatte. Aber eigentlich bestärkte sie mich als Sensibelchen indirekt noch mehr in meinem Minderwertigkeitsgefühl, denn sie ironisierte den Korbmacherberuf meines Vaters immer wieder einmal, ohne zu ahnen, dass sich dies noch negativer bei mir auswirkte. In Schaidt hatte ich damit nie ein Problem gehabt.

Wenn also der Klassenleiter den Schülerordner öffnete, um die Personalien aufzunehmen, wurde ich immer kleiner und kleiner. Der Tiefpunkt war überschritten, wenn ich bei der Frage „Beruf des Vaters“ Korbmacher geantwortet hatte. Es war so peinlich und klang so minderwertig. Alle anderen Väter waren so viel reicher als wir. Landwirt war für mich dagegen noch etwas Vornehmes, obwohl ich nicht wusste, wie Hermann Hetzler sich gefühlt hatte. Schon im zweiten Jahr änderte ich den Beruf meines Vaters eigenmächtig zu Korbflechter, weil ich das Gefühl hatte, es würde sich etwas besser anhören.

Nach einer Rücksprache mit meiner Mutter nannte sie, ob im Ernst oder im Spaß weiß ich nicht mehr, weitere Alternativen. Weidenfachmann und Weidenexperte überzeugten mich nicht, blieben aber doch im Hinterkopf hängen. So wagte ich in der dritten oder vierten Klasse nach langem innerem Kampf „Weidenexperte“ zu sagen. Allerdings ging es mir danach nicht besser.

Im folgenden Jahr gab ich wieder die schlichtere Form „Korbflechter“ an. Meinem Vater habe ich von diesen Nöten nichts gesagt, soviel Respekt ihm gegenüber hatte ich doch!

Mein Schülerdasein war nicht nur traurig. Positive Gefühle konnte ich mir weiterhin im Sport holen, was für das Standing im Klassenverband manchmal wertvoller war als eine Eins in Griechisch. Obwohl erst in der elften Klasse, durfte ich bereits in der Fußball-Schulmannschaft mitspielen, was mir natürlich guttat. Ich war auch beliebt und möglicherweise nochmals Klassensprecher, wobei ich letzteres nicht überbewerten will. Denn die echten Anführer waren andere.

Unsere Fußballmannschaft war nicht sehr erfolgreich in den Vergleichsspielen mit anderen Schulen. Aber zu den elf besten Fußballern der Schule zu gehören, war für mich schon etwas Besonderes, und ich war der Einzige aus dem Konvikt in dieser Auswahlmannschaft. Im humanistischen Zweig des Gymnasiums gab es zu dieser Zeit kaum Fußballer, weil Fußballspielen in der gebildeten Mittelschicht nicht zum guten Ton gehörte. Fußball war in diesen Kreisen oft noch ein echter Proletariersport.

Der schulische Überlebenskampf ging weiter. Im Zeugnis des ersten halben Jahres bekam ich zum letzten Mal überhaupt eine Fünf. Möglicherweise wackelten die anderen Vierer nicht so, dass ein Lehrer nur einen weiteren Schuss vor den Bug geben wollte. Denn man gab aus berechtigten pädagogischen Gründen im ersten Halbjahr lieber vorsichtshalber die schlechtere Note.

Selbst in Hebräisch erhielt ich die Vier. Sonst gab es letztmals das ganze Programm des schulischen Fächerkanons. Wenn man das mit den heutigen Ansprüchen an die Abiturienten vergleicht! Welten liegen dazwischen.

Außer in Betragen und Sport war keine Note besser als drei! Ich baute trotz allem nahe am Abgrund.

Das Halbjahreszeugnis gab es damals zu Beginn der Herbstferien. In der Zeit danach fiel auch die Entscheidung, das Konvikt zu verlassen. Negativ auf die Noten scheint es sich nicht ausgewirkt

zu haben, wie man am Jahreszeugnis erkennen kann. Es sollte sich sogar eine sehr erfreuliche positive Änderung ergeben. Erstmals bekam ich in Deutsch eine Drei. Endlich war die Zeit der Phantasieaufsätze vorbei. Mit den Erörterungen und Besinnungsaufsätzen wurde meiner Liebe für die Realität Rechnung getragen. Utopien und geistige Akrobatik waren nicht meine Stärke. In meiner Kindheit wurde dieses Schwärmerische immer sofort mit „Färz“ abgetan. Für so etwas hatte man bei uns zu Hause keine Zeit.

Die eigentliche Wende hin zur Drei kam durch die ausführliche Besprechung des Nibelungenlieds. Wohl noch nie zuvor hatte ich mich auf einen Aufsatz so vorbereiten können, wie auf diese Personencharakteristik, die anschließend als Schulaufgabe anstand. Es war klar, dass einige der Hauptpersonen dieses Stücks zur Auswahl stehen würden. In der gegenüberliegenden Pfälzischen Landesbibliothek hatte ich mir Literatur besorgt und diese auch gut durchgearbeitet. Mein Lohn für die Arbeit war tatsächlich eine Zwei. Der damalige Lehrer lag mir auch, weil er eine klare Konzeption hatte. Für mich als Schüler war es überhaupt sehr wichtig zu wissen, was der Lehrer wollte. Es könnte Theo Folz gewesen sein, der auch das Zeugnis ausgestellt hat.

Es scheint mir typisch für die Beurteilung der Schulleistung gerade im Fach Deutsch zu sein, dass ich von nun an als Dreierschüler angesehen wurde.

Die letzten Monate vergingen schulisch wohl etwas weniger stressig, auch wenn ich mir schwertat, in Französisch auf eine Vier zu kommen. In Grammatik konnte ich es immer wieder rausreißen, wenn ich mich richtig erinnere.

Einen richtigen Höhepunkt erlebte ich noch mit einem Klassenfest, zu dem neben den Lehrern auch Mädchen einer anderen Schule eingeladen wurden. Ich denke, dass so etwas (mit Mädchen!) erstmalig uns Konviktoern genehmigt wurde. Als Klassensprecher im Internat musste ich die Erlaubnis dafür im Vorfeld beim Direktor durchbringen. Und ich spürte, wie es in ihm rumorte, und

wie wenig er über dieses Ansinnen erfreut war. Er brauchte Zeit, sich dies alles zu überlegen.

Warum er schließlich zustimmte? Ich kann nur spekulieren: Wir Konviktoern waren ja nur ein Teil der Klasse. Der Direktor konnte uns wohl den Lehrern gegenüber, die auch eingeladen waren, schlecht ausschließen. Oder war es schon eine leichte Brise des frischen Windes der aufkommenden allgemeinen Liberalisierung?

Es war ein schönes Fest, auch wenn ich mich von den Lehrern fernhielt. Ganz im Gegensatz zum Hauptorganisator des Ganzen, dem Werner Schineller. Er hatte keine Probleme, dem Dr. Munding



auf Augenhöhe gegenüber zu sitzen, wie auf dem Foto deutlich zu erkennen ist.

Schnell versteht man im Nachhinein, dass aus solchem Holz ein späterer Speyerer Oberbürgermeister geschnitzt war.

Im Jahr 2002 etwa machten wir mit dem Wohnmobil mal wieder Zwischenstation in Speyer. Zufällig fragte mich mein Sohn an diesem Tag, welche berühmten Leute ich kennen würde. Ich nannte neben Markus Schächter, dem Intendanten des ZDF, den Speyerer Oberbürgermeister Werner Schineller. Am Nachmittag gingen wir in der Nähe des Stadthauses gleich neben dem Dom spazieren, als ich einen bärtigen nicht mehr ganz jungen Mann den Platz vorm Klosterhof überqueren sah. Sofort konnte ich den ehemaligen Mitschüler wiedererkennen, er war ja öfter mal in der Zeitung abgebildet gewesen. Wir waren uns sofort wieder nahe. Er erinnerte sich sofort daran, dass wir, ich und ein paar andere Konviktoern, bei ihm zu Hause Tanzen für das beschriebene Schülerfest geübt hatten.



Einige Spiele mit den Lehrern lockerten das Ganze auf. Die Namen der meisten Lehrer kenne ich nicht mehr. Der Schüler mit Brille, der gerade wettkampfmäßig eine Flasche Bluna trinkt, ist Bernhard Bast.



Bei diesem Musiklehrer, Werner König, entdeckte ich die Liebe zur klassischen Musik. Genau erinnere ich mich an die Zauberflöte, den Bolero und an die Moldau, die er uns pädagogisch einfühlsam beibrachte.



Links sitzt Theodor Folz, Lehrer für Geschichte, Erdkunde und Gemeinschaftskunde, rechts der Mathematiklehrer Karl Rudolf Müller.



Auch an die Namen der Mitschüler hier am Tisch, erinnere ich mich nicht mehr bis auf den Ebrecht, den Sohn des damaligen evangelischen Kirchenpräsidenten. Eigenartig, dass ich nicht bei den Konviktoern sitze.



Der erste Tanz in meinem Leben mit einem Mädchen



Wir hatten mit einem Beatles-Titel auch noch einen Auftritt:

Links Ebrecht, hinten Peter Burkhart aus Bruchweiler, rechts Robert Schimpf

Nach dem großen Erfolg dieses Festes planten wir bald wieder etwas Ähnliches. Man hatte mich wieder zum Direktor geschickt, um die Erlaubnis zu erbitten. Aber der wurde richtig sauer und warf mich fast zur Tür hinaus. Wir hatten nach seiner Ansicht den Bogen überspannt.



Der „Lehrkörper“, so wurde das Lehrerkollegium damals genannt, vor dem Eingangsportal zum Gymnasium. Das Foto stammt aus einem früheren Jahr. Anzug, weißes Hemd und Krawatte waren Dienstkleidung. Der Lehrerberuf überhaupt war noch hoch angesehen in der Nachkriegsgesellschaft.



Mein letztes Foto von meiner Zeit in Speyer ist beim Rosenmontagsumzug 1966 entstanden, also ein paar Wochen vor meinem Abgang. Staunend stelle ich fest, dass sich ein Kreis nach sieben Jahren schließt. Auch auf einem der ersten Bilder meiner Speyerer Zeit sitze ich auf dem Domnapf, damals mit meinen Schaidter Freunden. Jetzt erneut mit vielen meiner langjährigen Schulfreunde, die ich nun verlassen musste. Mit einigen lebte ich fast meine ganze Jugendzeit zusammen. Auf einen Schlag sollte ich sie alle verlieren, worunter ich im Grunde bis heute etwas leide. (Der im Ringelhemd bin ich.)

## **Lehrer, die ich nicht vergessen kann**

### **Der Zech**

Mein negatives Lehrerbeispiel überhaupt (aus der fünften Klasse) muss ich noch abarbeiten. Hoffentlich gelassener als ich es damals gekonnt hätte, will ich mich dem „Zech“ nähern, der für einen negativen schulischen Höhepunkt in der damaligen fünften Klasse verantwortlich war. Warum dieser Mann mich nicht leiden konnte, bleibt mir ein Rätsel. Denn alleine auf eine schlechte Schulleistung kann man eine derart persönliche Attacke nicht beziehen. Er muss mit mir ein Problem gehabt haben, was natürlich nur eins mit sich selbst gewesen sein kann. Man nennt so etwas in der Psychologie Projektion. Denn provoziert habe ihn bestimmt nicht, höchstens durch meine Unwissenheit. Und das soll ja mal bei Schülern vorkommen.

Ich sehe mich nach der Aufforderung „Schimpf an die Tafel“ vorne vor der Klasse stehen, nach kurzer Zeit durch immer bissigere Fragen langsam den Mut verlierend. Ich hatte einfach keine Ahnung mehr, ein totaler Blackout. Er fing an, richtig laut zu werden. Der erste Höhepunkt bestand in der mir entgegengeschleuderten Frage „Und Du willst Abitur machen?“ Einige Male war ich als Kind, wenn der Druck auf mich unerträglich wurde, in Ohnmacht gefallen. Dies geschah jetzt auch, aber nur im Kopf. Mein System stellte sich auf „Überleben“ um, ohne vor der ganzen Klasse die Würde verlieren zu müssen und noch umzufallen. So sehr musste ich mich nicht erniedrigen. Wenigstens der Stolz des aufrechten Ganges war mir geblieben.

Es sollte aber noch eine Steigerung geben, als er versuchte, mir den endgültigen K.O. zu versetzen. Worte wie Dolchstöße in die Seele eines jungen Mannes: „Du blöder Hund, setzen!“ Die Klasse war verstummt. Ich setzte mich hin und fühlte mich wie ein Schaf, das man nochmal von der Schlachtbank hatte entkommen lassen.

Diese Aktion lag vor dem Tagebucheintrag vom 30.1. 1964. Weil ich in Mathematik nie eine „Fünf“ hatte, später auch nie eine haben sollte, muss man einen Großteil der Schuld an meinem

Schulversagen dem Lehrer-Schüler-Verhältnis zuschreiben. Wie wäre sonst die erste Sechs in meinem Leben zu erklären.

Aus meinem Tagebuch vom 30.1.1964: *Noch nie in meinem Leben hatte ich eine sechs geschrieben. Während der Arbeit wusste ich schon, dass es eine geben würde. Ich war verzweifelt. Die schlechte Note hätte mir noch nicht mal so viel ausgemacht. Aber da war die Angst vor der Reaktion vom „Zech“ bei der Herausgabe der Arbeit. Ich hatte Angst vor dem heutigen Tag. Was würde der Zech machen? In der vorigen Arbeit hatte ich eine zwei minus, und jetzt eine sechs. Er würde schreien und mich wieder an die schlimmen Erfahrungen erinnern!* Gemeint sind die oben geschilderten Ausfälle gegen mich. Ich wollte schon einige Male, ich wäre nicht auf dieser Welt. Gestern erhielt ich auch noch in der Lateinarbeit eine schlechte Note: fünf minus. So habe ich jetzt die schlechtesten Arbeiten überhaupt bei mir.

Das war absolut der schlechteste Schülertag in meinem Leben. Damit ich mich ein bisschen beruhigen konnte, schrieb ich nach Hause und sagte meinen Eltern klipp und klar, wie es steht. Ich schrieb, dass ich nur noch geringe Chancen hätte, die 6. Klasse zu erreichen. Das musste bei mir immer sofort heraus. Es alleine zu tragen, dafür war ich nicht stark genug. Außerdem konnte ich meinen Eltern nie etwas vorspielen. Die Frage, ob das geschickt war oder nicht, stellte sich für mich in solchen Fällen nicht.

Ich schildere die Herausgabe der Arbeit im Tagebuch: *Immer näher kam die Mathematikstunde und immer nervöser und unruhiger wurde ich. Dann war sie plötzlich da. Ich brauchte nicht auf die Note zu schauen, denn ich wusste, dass ich eine 6 hatte. Ich hatte nur Angst vor der Reaktion des Lehrers!*

8.2.1965: *Ich könnte allein Tagebuch führen für den Zech. Heute zeigt er, was er alles kann. Da einige Zeit Turnen ausfällt, nimmt er eine von den Turnstunden und hält freiwillig eine Stunde mehr Mathematik. Für die Stunden gibt er auch Hausaufgaben auf. Wir nahmen das nicht gerade freudig auf.*

Ich muss mich heute fragen, was diesen Lehrer so angetrieben hat, unter welchen Druck er sich selbst setzte, mit allen möglichen und

unmöglichen Methoden gute Leistungen herauszukitzeln. Es gab bei uns noch einen naturwissenschaftlichen Zweig des Gymnasiums. Vielleicht nahm er den zum Maßstab. Denn später in Landau war alles nicht so schwer. Ich war dort nahe an einer zwei, was mir beim Zech niemals gelungen wäre.

19.2.1965: *Wie oft in der Schule gab es heute wieder eine Überraschung. Wer kann sie schon bereitet haben? Natürlich unser lieber guter Zech. Als wir in unseren Klassensaal kamen, teilte er die Blätter für eine Schulaufgabe aus. Typisch für Lehrer, die ihren Schülern zeigen wollen, dass sie faul und dumm sind. Ich könnte alles richtig haben, dachte ich, so leicht war sie. Aber von den vier Aufgaben habe ich nur zwei richtig. Das konnte ich beim Ergebnisvergleich danach feststellen. Hoffentlich gibt es eine vier. Wahrscheinlich kam keine schlechte Note heraus. Gute Noten habe ich selten aufgeschrieben. Dennoch hatte ich im Zeugnis anschließend keine Fünf.*

Wieder ein Beleg dafür, dass Psychoterror des Lehrers, siehe Anfang des Kapitels, schlechte Noten schafft!

### **Der „Zahn“**

Aus meinem Tagebuch (4.2.1965): *Auch in der Schule war es heute nicht so schlimm. Herr Zahn versetzte mich zwar wegen der dummen Mädchen, ohne mich zu fragen. Die Mädchen können sich auch alles erlauben. (Was vorgefallen war, steht nicht da. In der Klasse waren nur drei Mädchen). Jetzt sitze ich in der ersten Bank neben Burkhardt, der in der ersten Klasse auch neben mir saß. Aber ich will es ihm (dem Zahn) verzeihen. Er gab auch die Arbeit, die wir vor zwei Monaten schrieben, raus und ich habe eine 4-.*

### **Nochmal „Mentze- Karl“**

Tagebuch vom 18.2.1965: *Den heutigen Tag überschattet wieder ein schulisches Ereignis. In Religion erzählte Herr Mentz mal wieder eine „faule“ Geschichte (künstlich-dramatisch, nehme ich an) und*

*da machten wir so, als ob das schrecklich wäre. Ich machte natürlich auch „sssst“ und da ich es als letzter tat, wusste er die Richtung, aus der es gekommen ist. Ich machte das nicht alleine. Aber er wollte sich nicht unterkriegen lassen und fragte jeden in meiner Umgebung: Warst es du? Nein. Als er zu mir kam, konnte ich nicht lügen. So sagte er: „Arrest und Eintrag ins Strafbuch (möglicherweise Klassenbuch). Gerade du hast es nötig. Wenn man beschmutzt worden ist, soll man nicht selbst beschmutzen“, sagte er dann und regte sich wieder ab. Ich dachte daran, mich für mein schlechtes Verhalten zu entschuldigen. Je mehr es dem Ende der Stunde zuing, desto wärmer wurde mir. Ich raffte mich zusammen und entschuldigte mich. Er war zwar sehr böse, aber sagte dann: „Na, geh mal.“ Ich glaube, dass es doch keine Strafe gibt. Er hatte also einen Schuldigen gefunden und „ein Exempel statuiert“, wie man so etwas nennt. Lügen fiel mir immer sehr schwer. Ob ich schon vorher mit dieser Art von Lehrern meine persönlichen Probleme hatte? Ich kann mir das vorstellen. Er hat mich auch ein Jahr später aus Hebräisch entfernt. Das habe ich schon beschrieben.*

### **Die nette Französischlehrerin**

*Am gleichen Tag steht im Tagebuch folgende Begebenheit: Dann hatten wir Französisch. In der Stunde kommt immer eine hübsche Französin mit. Ein tolles Mädchen. Wir machten zum ersten Mal Nacherzählungen. Ich konnte überhaupt nichts. (Es war das Jahr, als die Klasse zusammengelegt wurde und einfach 5 Kapitel übersprungen wurden.) Dann bastelten wir gemeinsam (ich mit der Referendarin) einen Text. Es war nicht wichtig, ob man da etwas falsch machte. Sehr viele Worte konnte ich überhaupt nicht schreiben und sie diktierte mir und buchstabierte auch einige Wörter. Als mein Französischlehrer fragte, was los sei, sagte sie, soviel ich verstanden habe, dass ich nicht mitkam. Also hätte ich ihr fast einen Kuss gegeben, wenn sie nicht ein bisschen zu alt gewesen wäre.*

## Karl Hufnagel: Das Meisterlein – oder Picasso



Ein echter Künstler, der auch noch neben der Schule durch seine Bilder besonders nach meiner Zeit in Speyer und Umgebung bis heute Eindruck hinterließ. Aus Hochachtung vor seinem Können wollte ich in der vierten Klasse unbedingt

dieses Foto haben. Wie man an der Tafel sieht, haben wir „Schriften“ geübt, hier Gotik, die ich gerne mochte und auch gut konnte. Wieder Realität, die lag mir einfach besser als Fantasie. Manch einer holte sich von ihm ein Autogramm und bekam sogleich noch eine kleine Zeichnung mit der Vorderansicht des Domes dazu, die er in einer halben Minute erstellt hatte. Leider war ich zu schüchtern! Ich traute mich nicht, ihn auch noch zu belästigen!

Bemerkenswert ist, dass ich gestern (28.11.2012) über ihn im Internet recherchierte und einen Verweis auf den pfälzischen Mundartdichter und ehemaligen Lehrer Hermann Settelmeyer fand, der jetzt noch wöchentlich einen Artikel auf „pälzisch“ in der Rheinpfalz veröffentlicht. Diesem schrieb ich eine Mail, weil sein erstes Buch „Pälzer Traum vun Selichkeit“ mit Bildern vom Herrn Hufnagel illustriert worden war. Er entsprach meiner Bitte um dieses Buch mit Signatur, das nicht mehr verlegt wird. Nun stellte sich heraus, dass er selbst neun Jahre vor mir Schüler vom „Picasso“ war, wie sie ihn ehrfurchtsvoll nannten. „Meisterlein“ hieß er bei uns, wenn ich der Beschriftung auf der Rückseite des Fotos glauben kann.

## Fazit

Warum ich mir seit einiger Zeit diese ganze Mühe mache, mich noch einmal mit einzelnen Lebensabschnitten zu befassen, wird mir auch jetzt wieder überdeutlich bewusst. Eine fast vergessene Zeit, meine Zeit, die sich damals noch so unendlich lange hinzog, steht in meinem Kopf wieder langsam auf.

Unglaublich, das war wirklich einmal ich! Da war ich tatsächlich dabei. Es ist Wirklichkeit, die bald nicht mehr sein wird. In wie vielen Jahren? Ich wollte es nie für andere aufschreiben, vielleicht für meinen Sohn und Enkel. Mein Leben im Konvikt nochmals anzusehen, war also eher eine Möglichkeit der Selbstanalyse und ein bisschen auch der Selbsttherapie.

Einiges ist mir doch in recht guter Erinnerung geblieben. Vieles Negative habe ich erlitten, was seine Spuren in meiner Seele hinterlassen hat. Immer überwiegt jedoch eine große Dankbarkeit einigen mir wohlgesonnenen Menschen gegenüber, die mir die Chance für den Besuch des Gymnasiums ermöglichten.

Wahrscheinlich bestand eine meiner Lebensaufgaben darin, die Härten dieses Lebens anzunehmen. Oft fühlte ich mich allein, oft war ich unten, sogar leicht depressiv. Manchmal erscheint es mir unbegreiflich, dass ich immer weiter machte, weitermachen konnte. Wer oder was hat mich angetrieben?

Immer deutlicher wurde mir gerade beim Schreiben über mein Leben, dass es eine Fügung und Führung gegeben hat, die ich im Nachhinein erkennen und erfühlen kann. Sie hat mich durch die riesigen Anforderungen des Gymnasiums erfolgreich hindurchmanövriert. Ein Junge, der nicht unbedingt für geistige Akrobatik geeignet war, hat das alles durchgestanden. Nicht einmal eine Klasse musste ich wiederholen.

Beim Aufschreiben verging die Zeit manchmal wie im Flug. Vielleicht ist Schreiben meine Zukunft.

Selbst in meinem jetzigen Lebensabschnitt vermisse ich manchmal noch meine natürlich entstandenen Freundschaften im Konvikt.

Ich habe mir vorgenommen zu versuchen, mit Einigen wieder Kontakt aufzunehmen, auch wenn mir bewusst ist, dass die Zeit nicht mehr zurückzudrehen ist.

Was ist mir noch geblieben?

Die Freude an der klassischen Musik: Beethoven, Haydn und Mozart vor allem, besonders wenn trübe Gedanken und Ereignisse Seele und Körper bedrängen.

Gerne besuche ich auch geistliche Musikveranstaltungen in Kirchen wie z.B. die Orgelkonzerte im Sommer in meiner Lieblingskirche St. Peter und Paul, der großen altherwürdigen ehemaligen Klosterkirche in Weißenburg. Auch in die Messe gehe ich manchmal. Dass auf Französisch gepredigt wird und ich nicht alles verstehe, erscheint mir eher ein Vorteil. Mir wurde wohl gerade in meinem frühen Leben zu viel „gepredigt“, nicht selten scheinheilig!

Als wiederverheirateter Geschiedener möchte man mich immer noch von der Kommunion ausschließen. Lächerlich! Im Kloster Maria Laach bekamen schon vor 30 Jahren alle dreißig evangelische Geistliche die Kommunion gereicht, die mit mir dort ein spirituelles Wochenende erleben durften. Das ist der Weg in die Zukunft.

Eine große Dankbarkeit der katholischen Kirche gegenüber bleibt dennoch bestehen. Mancher ist aus der Kirche ausgetreten, weil er zurecht Zweifel an vielem hatte. Das käme bei mir nie in Frage.

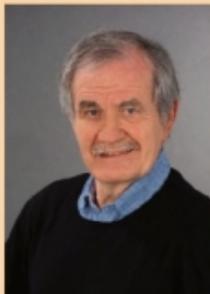
Auch ist mir eine große Nähe zum klösterlichen Leben geblieben, aber nur immer wieder für einige Tage. So nahm ich die Möglichkeiten wahr, an Wochenenden meditative und spirituelle Seminare zu besuchen. Überall, ob in Plankstetten, Münsterschwarzach, St. Ottilien, dem Jakobsberg bei Bingen, Gerleve oder Maria Laach, zwischen Beten, Arbeiten und Meditieren fühlte ich mich immer geborgen und beseelt. Überhaupt Klöster und ältere Kirchen, die ich auch in meinen Wohnmobilturlaube häufig angefahren habe, haben es mir angetan

Wie schon erwähnt, auch die Liebe zu Büchern, besonders spirituellen und erbaulichen, ist mir geblieben. Gerade in meinem inzwischen etwas mehr zurückgezogenen Rentnerleben sehe ich im Lesen, Schreiben und ab und zu etwas Meditieren eine Möglichkeit dem nicht selten aufkommenden Altersblues etwas entgegen zu setzen.





**Autor Robert Schimpf**



1948 geboren in Schaidt  
1954 bis 1959 Besuch der Volksschule  
1959 Eintritt ins Bischöfliche Konvikt und in  
das Altsprachliche Gymnasium Speyer  
1966 Austritt aus dem Konvikt und Wechsel  
ins Eduard-Spranger-Gymnasium Landau  
1967 Abitur, Wehrpflicht, Pädagogik-Studium  
an der EWH Landau  
1972 bis 1978 Lehrtätigkeit an der Volksschule  
in Dörrenbach  
1978 Lehrer für Sport, Mathematik und Erd-  
kunde an der Kooperativen Gesamtschule in  
Bad Bergzabern

„Der Internatsaufenthalt von 1959 bis 1966 war gewiss einer der aufregendsten, vielleicht prägendsten und auch schwierigsten Zeitabschnitte meines Lebens gewesen. In einem ersten Teil versuche ich mich anhand von Bildern, Briefen, Tagebucheinträgen vor allem an die schönen Zeiten zu erinnern. Und es sind mir viele geblieben.“

„Der zweite Teil handelt von meiner Schulzeit am Staatl. Humanistischen Gymnasium in Speyer. Damals war es geradezu Pflichtlektüre, „die Memoiren eines mittelmäßigen Schülers“ zu lesen. Ganz so lustig waren meine allerdings nicht.“

